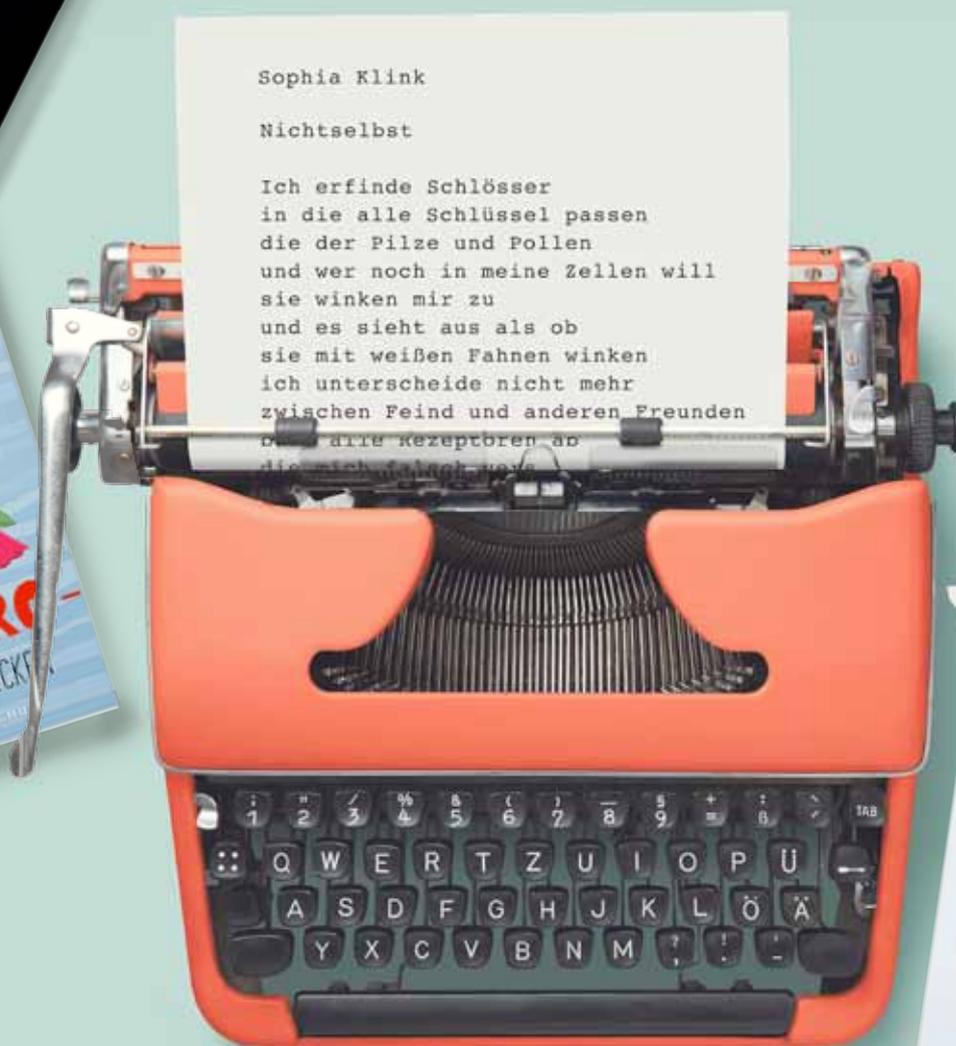




Sophia Klink

Nichtselbst

Ich erfinde Schlösser
in die alle Schlüssel passen
die der Pilze und Pollen
und wer noch in meine Zellen will
sie winken mir zu
und es sieht aus als ob
sie mit weißen Fahnen winken
ich unterscheide nicht mehr
zwischen Feind und anderen Freunden
die alle Rezeptoren an
die sich anlagern



BELLETRISTIK STATT PAPERS

WENN FORSCHENDE GUTE
GESCHICHTEN ERZÄHLEN

*Turnaround und Business Transformation ist **Teamsport***

karriere.andersch-ag.de



*Gehöre zu den Besten –
auf dich warten exzellente Karrieremöglichkeiten in den Bereichen:*

• Turnaround • Business Transformation • Digital Consulting • Markets & Strategy • Transaction Services



SEITE 6

FORSCHEN UND SCHREIBEN
GUTE GESCHICHTEN ERZÄHLEN

Nicht alle Forschenden publizieren nur wissenschaftliche Schriften. Einige haben neben Sachbüchern auch schon Romane, Krimis oder Lyrik veröffentlicht oder planen dies. Themen gibt es offenbar genug und die Lockdowns der vergangenen Monate konnten den Schreibfluss beschleunigen.

SEITE 10

BAYERISCHE AKADEMIE DES SCHREIBENS
SICH IM SPIEGEL ANDERER ERLEBEN

Die Bayerische Akademie des Schreibens bietet Literaturschaffenden oder solchen, die es werden wollen, Schreibkurse mit professioneller Unterstützung etwa aus der Verlagsbranche. Am wichtigsten ist aber der Austausch mit Gleichgesinnten.



SEITE 12

DIE SEGELREBELLEN
PFEIF AUF DEN KREBS, GEH SEGELN

„Die Segelrebell“ bieten Menschen, die eine Krebstherapie hinter sich haben, Ablenkung und Herausforderung unter Segeln. Schirmherr der Initiative ist der LMU-Onkologe und erfahrene Skipper Professor Michael von Bergwelt.



SEITE 16

UMBENENNUNG NACH NS-OPFER
EINE SCHULE AUF NAMENSSUCHE

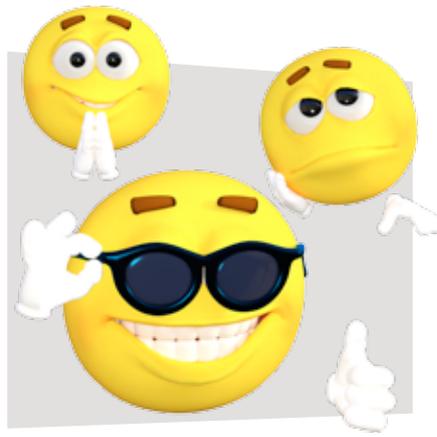
Eine Förderschule in Unterhaching war lange Jahre nach einem Erziehungswissenschaftler benannt, der in der NS-Diktatur die Euthanasie unterstützt hat. Nun soll sie umbenannt werden – nach einem ermordeten Opfer. Der Prozess der Namensfindung wurde von LMU-Psychologen wissenschaftlich begleitet.



SEITE 18

SPRACHWANDEL DURCH SOCIAL MEDIA
LIEBER SCHNELL ALS FEHLERFREI

Durch soziale Medien und Messengerdienste verlernen junge Menschen, richtig zu sprechen und zu schreiben? Von wegen! Die jüngeren Generationen seien „mehrsprachig“ aufgewachsen und könnten je nach Situation schnell umschalten, sagt Professorin Sonja Zeman von der LMU.



SEITE 20

PREIS „DEMOKRATIE STÄRKEN“
EHRENAMTS-OSKAR FÜR ZIVILCOURAGE

Der Ehrenamtspreis „Demokratie stärken“ gilt als wichtigster Preis für Engagement in Deutschland. Jetzt hat ihn ein Verein erhalten, dessen Workshop-Konzepte auch auf wissenschaftlichen Erkenntnissen der LMU basieren.



SEITE 22

ARCHÄOLOGIN MARIA RÜEGG
ERFORSCHTE RÖMISCHE TOILETTENSITTEN
SIT-IN IN DER PRACHTLATRINE

Maria Rüegg, Lehrbeauftragte an der LMU, hat sich mit antiken Prachtlatrinen und Toiletten beschäftigt – ein Thema, das in der wissenschaftlichen Forschung bisher wenig beachtet wurde.



SEITE 24

LMU AIM BRINGT KÜNSTLICHE INTELLIGENZ
IN DIE MEDIZINISCHE LEHRE
„KI HEISST NICHT NUR KONTRAINDIKATION“

Neuronale Netze? Machine Learning? Overfitting? Medizinstudierende wollen sich auf die Zukunft vorbereiten. Studierende engagieren sich für die Vermittlung von Themen zu Künstlicher Intelligenz in der Mediziner-Ausbildung.

SEITE 26

KABARETTISTIN CLAUDIA PICHLER
„LUSTIGE FRAUEN WERDEN UNTERSCHÄTZT“

Dr. Claudia Pichler ist „Ned blöd ... für a Frau“. So hieß ihr erstes Bühnenprogramm. An der LMU hat sie über einen wichtigen Kollegen promoviert: Gerhard Polt.



SEITE 28

NEUBERUFEN

SEITE 32

VERSTORBEN

SEITE 35

PREISE UND
EHRUNGEN

SEITE 40

IMPRESSUM



SPENDENAKTION FÜR STUDIERENDE SOWIE WISSENSCHAFTLERINNEN UND WISSENSCHAFTLER AUS DER UKRAINE

Mit tiefer Besorgnis verfolgt die LMU die tragischen Nachrichten über den Angriff Russlands auf die Ukraine, der auch viele Studierende, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der Ukraine und ihre Familienangehörigen unmittelbar betrifft. Um den vom Krieg Betroffenen an der LMU in dieser schwierigen Zeit zu helfen, haben wir ein umfangreiches Unterstützungsangebot zusammengestellt, um den jeweiligen Bedürfnissen so flexibel wie möglich entgegenzukommen:



■ <https://kurzelinks.de/Hilfsangebote-der-LMU>

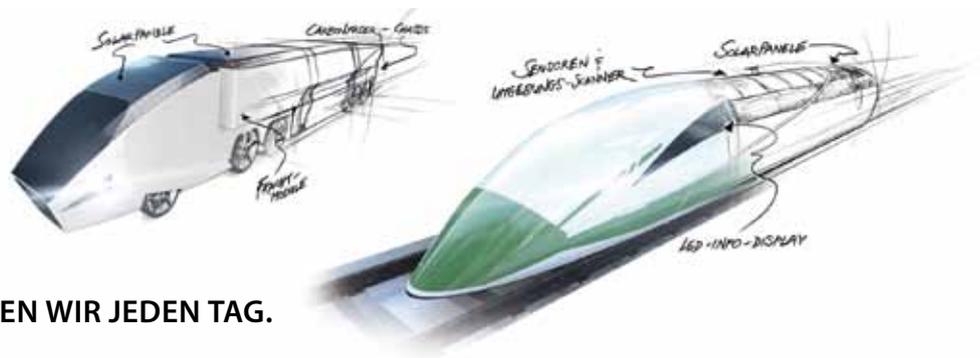
Außerdem möchte die LMU ein klares Zeichen der Solidarität setzen. Deshalb haben wir eine Spendenaktion organisiert, um Studierenden und Forschende aus der Ukraine an der LMU finanziell zur Seite zu stehen.

Unterstützen Sie die Spendenaktion der LMU!
Jeder Beitrag zählt!



■ <https://kurzelinks.de/Spendenaktion-Ukraine>

TRÄUME...



**...WERDEN WAHR. DARAN ARBEITEN WIR JEDEN TAG.
VIELLEICHT BALD MIT IHNEN!**

Knorr-Bremse ist Weltmarktführer für Bremssysteme und ein führender Anbieter sicherheitskritischer Subsysteme für Schienen- und Nutzfahrzeuge. Die Produkte von Knorr-Bremse leisten weltweit einen maßgeblichen Beitrag zu mehr Sicherheit und Energieeffizienz auf Schienen und Straßen. Rund 29.700 Mitarbeiter an über 100 Standorten in mehr als 30 Ländern setzen sich mit Kompetenz und Motivation ein, um Kunden weltweit mit Produkten und Dienstleistungen zufriedenzustellen. Seit mehr als 115 Jahren treibt das Unternehmen als Innovator in seinen Branchen Entwicklungen in den Mobilitäts- und Transporttechnologien voran und hat einen Vorsprung im Bereich der vernetzten Systemlösungen. Knorr-Bremse ist einer der erfolgreichsten deutschen Industrieunternehmen und profitiert von den wichtigen globalen Megatrends: Urbanisierung, Nachhaltigkeit, Digitalisierung und Mobilität.

STUDIERENDE (M/W/D)

für Praktika, Werkstudententätigkeiten oder Abschlussarbeiten (Bachelor/Master)

ABSOLVENTEN (M/W/D)

für den direkten Berufseinstieg oder zur Teilnahme an unserem 18-monatigen Management Evolution Program (MEP)

Mehr Information im Stellenmarkt unter www.knorr-bremse.de



KNORR-BREMSE

MUM ALS E-PAPER

Ab sofort können Sie das MünchnerUni Magazin auch als E-Paper auf allen mobilen Endgeräten oder auf dem Desktop-Bildschirm lesen. Das E-Paper ist komplett barrierefrei. Sie können die Texte teilen oder kopieren oder sich das Magazin wie bisher als PDF-Dokument herunterladen beziehungsweise auf dem Bildschirm durchblättern.



■ <https://lmu-epaper.de/muenchnerunimagazin>

KARRIERETAGE FÜR POSTDOKTORANDEN

Bei der Veranstaltungsreihe „#EXCELLerate, LMU Postdoc Career Days“ im Mai können Postdoktoranden aller Fakultäten sich informieren, austauschen und weitere Karriereschritte planen. Die rund 50 Online-Angebote, vorwiegend auf Englisch, sind in die Bereiche „Fund Your Career“, „Design your Career“ und „Balance your Career“ unterteilt und reichen thematisch von Fördermöglichkeiten für wissenschaftliche Projekte über Qualifizierung und Entwicklung bis zur Vereinbarkeit von Wissenschaft und Familie.



■ www.lmu.de/academic-careers/excellerate

NEWSLETTER LMU AKTUELL GESTARTET

Im monatlichen Rhythmus gibt es neue Nachrichten rund um die LMU direkt ins E-Mail-Postfach. Der Newsletter *LMU aktuell* erscheint monatlich und informiert über Aktuelles aus Forschung sowie Uni & Campus. Um immer auf dem Laufenden zu sein, reicht es, wenn Sie sich einmal für den Bezug des Newsletters anmelden. Von der kommenden Ausgabe an wird er Ihnen dann automatisch ins E-Mail-Postfach gesandt. Selbstverständlich können Sie sich jederzeit auch wieder abmelden.



■ Newsletter „LMU aktuell“ abonnieren:
<https://kurzelinks.de/lmu-newsletter>



Krankenhaus
St. Josef Braunau

franziskanerinnen
vöcklabruck

Praktisches Jahr und OP Rufbereitschaften

Wir sind ein mit dem **Landesfamilienpreis FELIX FAMILIA** ausgezeichnetes Ordenskrankenhaus der Franziskanerinnen von Vöcklabruck.

- 1500 MitarbeiterInnen
- 380 Betten



St. Josef Braunau – mit vielen Vorteilen

- beste Lernchancen und Ausbildung auf aktuellstem medizinischen Stand
- ein vielfältiges, anspruchsvolles Aufgabengebiet mit Entwicklungschancen
- verschiedene Fachbereiche: Anästhesiologie, Augenheilkunde, Chirurgie, Gynäkologie/Geburtshilfe, Hals/Nasen/Ohren, Innere Medizin, Kinder- und Jugendheilkunde, Psychiatrie und Psychotherapeutische Medizin, Radiologie, Orthopädie und Traumatologie
- selbstverantwortliches Arbeiten
- Unterstützung durch Tutoren-System
- umfangreiche Sozialleistungen (z.B. kostengünstige Verpflegung und Unterkunft)
- monatliches Bruttoentgelt im PJ 650,00 €
- Möglichkeit außerhalb des PJ und einer Famulatur bezahlte OP-Rufbereitschaften zu übernehmen
- Natur & Kultur – im Dreieck München - Passau – Salzburg

St. Josef Braunau – es lohnt sich!

Bitte richten Sie Ihre Bewerbung per Mail an **bewerbung@khbr.at** oder an **Dr. Helene Mayerhofer**, Leitung Personalmanagement, **A. ö. Krankenhaus St. Josef Braunau GmbH**, A-5280 Braunau, Ringstraße 60.

Weitere Informationen auf unserer Homepage unter www.khbr.at/karriere oder durch OA Dr. Birgitt Freitag – interimistische ärztliche Direktorin Krankenhaus St. Josef Braunau, Tel. +43 7722 804-8002

offen.engagiert - Begegnung & Nähe

BELLETRISTIK STATT PAPERS

WENN FORSCHENDE GUTE GESCHICHTEN ERZÄHLEN

Forschende der LMU sind nicht nur fleißig dabei, wissenschaftlich zu publizieren. Einige von ihnen haben neben Sachbüchern auch schon Romane, Krimis oder Lyrik veröffentlicht oder planen dies. Themen gibt es offenbar genug und die Lockdowns der vergangenen Monate konnten den Schreibfluss beschleunigen.

MARKUS OSTERMAIR:

DER SANDLER – OBDACHLOSIGKEIT ALS ENDPUNKT EINES LÄNGEREN SCHEITERNS

Penner, Clochard, Vagabund, Landstreicher, Stadtstreicher – laut Wikipedia alles Begriffe, mit denen Obdach- oder Wohnsitzlose hierzulande bezeichnet werden. Alles Begriffe, die einen negativen Beigeschmack haben, aber die zu kritisieren oder abzuschaffen sich niemand berufen fühlt. Warum? Weil die Gruppe, die mit ihnen benannt wird, keine Stimme hat, faktisch medial nicht stattfindet, es sei denn im Kontext vorweihnachtlicher Spendenfreudigkeit oder wenn Betroffene mal wieder Opfer von Gewaltverbrechen geworden sind.

Markus Ostermair wollte das nicht länger hinnehmen und dieser Gruppe eine Stimme geben. *Der Sandler* – ein weiterer, süddeutsch-österreichischer Begriff für die Menschen auf der Straße – heißt sein Roman: Auf dem Titel ein Körper mit Mantel und Rucksack, die Hände in den Taschen ... Was fehlt, ist mit dem Kopf der Körperteil, der die Persönlichkeit des Menschen ausmacht und seine Fähigkeit, sich zu artikulieren.

„Ich fand immer unbefriedigend, wie über diese Menschen berichtet wird. Zeitungs- oder Fernsehberichte bleiben formatbedingt an der Oberfläche und die Recherche ist immer schon mit einem Verwertungsgedanken verbunden. Deswegen denke ich, Fiktion kann mehr über sie erzählen als die vermeintlichen authentischen Berichte aus erster Hand“, ist sich Ostermair sicher.

Sein „Antiheld“ ist der ehemalige Mathematiklehrer Karl Maurer, der durch einen tragischen Unfall, bei dem ein Kind stirbt, ins gesellschaftliche Abseits rutscht, seine Familie verliert und fortan „auf Platte“ seinen Alltag abzusitzen hat. Es ist ein Alltag der Demütigungen, Brutalitäten, der Suppe mit Semmel in Hilfseinrichtungen und der Beziehungen zwischen den Wohnungslosen, die sich ihre Situation schönlügen, kurz ein Alltag, in dem, wie Markus Ostermair betont, „nicht viel passiert“. Es gibt hier keine Erfolgserlebnisse und keine Gesprächsanlässe, die etwa Job oder Familie bieten.

Den Alltag von Obdachlosen in den Fokus zu stellen, sagt er, sei eine Gratwanderung, denn die Lesenden „sollen die Langeweile dieses Alltags zwar spüren, aber ohne sie selbst zu empfinden“.

„Die Fiktion erlaube es dem Autor aber, den Plot so zu modulieren, dass die Spannung dennoch gegeben ist und die Ereignislosigkeit des Alltags überwunden wird. Nämlich dann, wenn Karl plötzlich die Aussicht auf eine eigene Wohnung hat, die ihm ein „Leidensgenosse“ als Eigentum überlassen möchte. „Natürlich muss diese Modulation glaubwürdig und nachvollziehbar sein“, sagt Ostermair.



Es scheint geklappt zu haben, denn für seinen Roman *Der Sandler* wurde Ostermair der renommierte Tukan-Preis der Stadt München sowie der Bayerische Kunstförderpreis 2021 zugesprochen. Und die Armutskonferenz des Landes Baden-Württemberg hat ihm den Gregor-Gog-Preis verliehen. „Ich habe mich sehr über diesen Preis gefreut“, sagt Ostermair, „weil in der Jury viele Betroffene sitzen, die sich in dem Roman wiedergefunden haben.“

Recherche im eigentlichen Sinne hat der Germanist nicht betrieben, eher auf Erfahrungen gesetzt. „Ich habe Zivildienst bei der Münchner Bahnhofsmission geleistet und ehrenamtlich dort gearbeitet. So hatte ich viel Gelegenheit, die Menschen dort zu beobachten“, sagt er, der zusammen mit Professor Clemens Pornschlegel schon seit mehreren Jahren die Studierendenkurse an der LMU im Rahmen der Bayerischen Akademie des Schreibens betreut.

Diese Menschen ohne Bleibe lebten voller Scham und Sprachlosigkeit in einer Leistungsgesellschaft, in der man – so die allgemeine Grundannahme – unmöglich schuldlos in eine solche Situation geraten kann. Und wenn doch, man sich gefälligst selbst wieder daraus befreien zu habe. „Mich hat diese politisch gewollte Individualisierung immer gestört. Sie hat das Bild produziert, auf dem der arme Mensch jemand ist, der in der sozialen Hängematte liegt.“ Und genau hier sieht der Germanist die Literatur in der Pflicht: „Sie muss hinsehen, wo Sprachlosigkeit herrscht beziehungsweise produziert wird!“

**MICHAEL SCHRÖDL:
DON ARTURO – HERR DER SCHNECKEN
MIGUEL WAR 24 UND BRAUCHTE DIE
NACKTSCHNECKEN**

Obdach hatte Professor Michael Schrödl während seines El-Niño-Studienjahres Anfang der 1990er-Jahre im chilenischen Concepción zwar schon, auch wenn es allenfalls vor Wind geschützt haben mag. Denn es war kalt in den vier Wänden seiner studentischen Bleibe, zwischen sechs und acht Grad Celsius, dazu feucht: „Das Wasser lief von den Wänden“ und an Privatsphäre war schon gar nicht zu denken. Dazu kam die Sprachlosigkeit: „Ich hatte es versäumt, im Vorfeld angemessen Spanisch zu lernen, weil ich glaubte, mich zur Not immer mit Englisch durchschlagen zu können.“ Das stellte sich als Fehlannahme heraus, denn nicht nur seien Englisch-Skills bei den Chilenen praktisch nicht vorhanden gewesen. Es wurde zudem noch ein Dialekt gesprochen, der mit dem Sprachkursspanisch nicht viel zu tun hatte.

Immerhin war die Erlebnisdichte an der „Conce“, wie Schrödl die Universität Concepción nennt, so ausgeprägt, dass er damals schon dachte: „Darüber muss ich mal ein Buch schreiben.“ Im Jahr 2020, fast 30 Jahre nach seinem Aufenthalt in dem südamerikanischen Land, war es dann endlich soweit. Mit *Don Arturo – Der Herr der Nacktschnecken. Ein Artenforscher-Roman aus Chile* hat der Leiter der Weichtiersektion an der Zoologischen Staatssammlung und Professor an der LMU nach einer Reihe von Sachbüchern seinen ersten Roman vorgelegt. Darin erlebt sein Alter Ego, der deutsche Biologiestudent Miguel, ein Chile im Wandel, den ungeheuren Konkurrenzdruck an der Uni und in der Gesellschaft als Nachwehen der Pinochet-Diktatur und eben das nasse und kalte Wetter im El-Niño-Jahr in der Region um Concepción. Das hatte schon einen Vorgänger von ihm, den deutschen Zoologen Eduard Friedrich Pöppig, im Jahr 1828 an den Rand einer Depression gebracht.

Aber das Buch ist vor allem auch eine Liebeserklärung an das Land, das ihm anfangs zwar einiges abforderte, ihm aber auch mit seiner unglaublichen Naturschönheit – etwa die Blumenpracht in der Atacama-Wüste nach seltenem intensivem El-Niño-Regen – tief beeindruckt hat. Und das Land hat seiner wissenschaftlichen Leidenschaft

– der Schneckenforschung – wichtige Impulse gegeben.



Mit Biodiversität und Unsere Natur stirbt hat Schrödl bereits zwei Sachbücher veröffentlicht, die das Artensterben und die Bedeutung der Artenforschung in den Fokus setzen. Auch in *Don Arturo* klingen diese großen Probleme immer wieder an, wenn etwa die Verschmutzung des Meeres durch die aufstrebende chilenische Industrie, die ihre Abwässer ungeklärt in die Bucht von Concepción spült, thematisiert wird – mit der Folge eines riesigen Artensterbens und Vergiftung des Meeresgetiers. Student Miguel schwört im Roman: *Niemals, wirklich niemals würde er auch nur ein Stückchen Meeresgetier aus der Bahía de Concepción anrühren!*

„Das Artensterben ist ein ebenso großes Problem wie der Klimawandel“, betont Michael Schrödl. „Nur haben es Wenige auf dem Schirm. Artenschutz geht aber nur mit Artenforschung.“ Die, sagt der Taxonom, gehöre endlich ins Zentrum des wissenschaftlichen Interesses und der Fördertöpfe.

Dafür möchte er sensibilisieren – und das nicht nur in Sachbüchern, die für eine breite Öffentlichkeit geschrieben sind. „Man kann nicht alle Menschen mit den teilweise schon frustrierenden Fakten erreichen.“ Verpackt in einem sehr launig erzählten Roman hofft er, für sein Anliegen auch diejenigen Leserinnen und Leser zu sensibilisieren, die einfach eine spannende und lustige Geschichte hören oder lesen möchten.

Und außerdem: „Ich wollte einfach mal etwas Verrücktes schreiben“, lacht Schrödl und hat die erzwungene Reiseuntätigkeit während des Corona-Lockdowns genutzt, um den Roman zu vollenden. „Das Schreiben war für mich wie Fremdreisen, es hat wahnsinnig viel Spaß gemacht.“ Auch das nächste Romanprojekt, gleichsam die Fortsetzung von *Don Arturo*, ist schon gesetzt: Verspottet, abgebrannt, von inneren Dämonen gequält: die Umweltmafia hetzt Nacktschnecken-Doktorand Miguel durch halb Südamerika.

SOPHIA KLINK:
LYRIK ALS EXPERIMENTIERFELD

Nichtselbst

Ich erfinde Schlösser
in die alle Schlüssel passen
die der Pilze und Pollen
und wer noch in meine Zellen will
sie winken mir zu
und es sieht aus als ob
sie mit weißen Fahnen winken
ich unterscheide nicht mehr
zwischen Feind und anderen Freunden
baue alle Rezeptoren ab
die mich falsch verschlossen haben
bis sogar die Erdnussepitope
Hausstaubschlüsselbärte
zu meinen Identitätskomplexen passen
nur manche Bakterien sagen
sie müssten noch ihre eigenen
Allergien kurieren bevor sie
unseren Friedensvertrag
unterzeichnen

Experimente prägen die wissenschaftliche Arbeit von Sophia Klink. Aber auch ihre Lyrik sieht sie als Versuchsfeld, um nicht nur das poetische Potenzial aus wissenschaftlichen Fachbegriffen zu extrahieren und auf andere Weise lebendig zu machen. Sie will auch ihre beiden Leidenschaften – die Biologie und die Schriftstellerei – fruchtbringend miteinander verbinden.

„Ich möchte Fachtermini für das Poetische greifbar machen“, sagt sie. Das sei auch klanglich sehr interessant. Natürlich berge das die Gefahr, dass naturwissenschaftlich unbefangene Leserinnen und

Leser nichts damit anfangen können. „Es hängt natürlich von der Lesepräferenz ab, und es gibt sicherlich Leute, die beim Begriff Enzym schon aussteigen. Einige Dinge muss ich aber als bekannt voraussetzen“, sagt Klink.

Neben Gedichten ist sie im Gebiet der Prosa unterwegs. Bereits mit zehn hat sie ihren ersten Roman begonnen, derzeit arbeitet sie an einem weiteren Romanprojekt. Und wie beim Artenforscher Michael Schrödl geht es um Forschung in fernen Ländern, genauer – auf Kamtschatka. „Ich war selbst auf einer russischen Forschungsstation und die wunderschöne Landschaft hat mich inspiriert, dieses Setting für meinen dritten Roman zu wählen.“ Auch bei ihr ist der Subtext die menschengemachte Zerstörung der Natur unter anderem durch die Klimakrise. Aber Klink hat den Roman auch als eine ethische Auseinandersetzung mit dem Thema Forschung generell angelegt: Was machen wir hier eigentlich?, Warum töten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler selbst immer wieder für ihre Arbeit?, Was ist gut, was schlecht? – das alles sind Selbstreflexionen, die die Protagonisten, ein Forscherteam im äußersten Osten Russlands, beschäftigen werden.

Die Doktorandin, die am Helmholtz Zentrum zur Kommunikation zwischen Pflanzen und Wurzelbakterien promoviert, erhielt mit Anfang 20 ein Literaturstipendium der Landeshauptstadt München. „Das war prima, um einen Fuß in die Tür zu bekommen.“ Geholfen, sagt sie, hätten ihr auch die Schreibkurse der Bayerischen Akademie des Schreibens. So besuchte sie bereits ein Romanseminar und konnte auch ihre Fähigkeiten im Bereich „Nature Writing“ ausbauen. „Das ist ein großes Thema, das immer mehr Bedeutung gewinnt. Und die Kurse der Schreibakademie sind eine fantastische Möglichkeit, zu lernen und mit anderen Autorinnen und Autoren ins Gespräch zu kommen.“

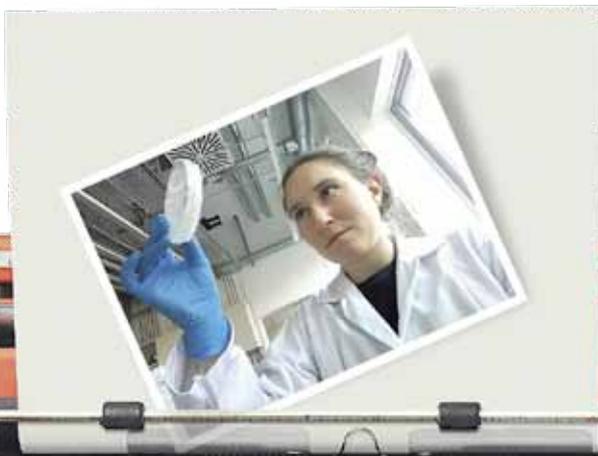
Sophia Klink bekommt beides – Promotion und Schreiben – gut unter einen Hut, kann sich aber nicht vorstellen, das Schreiben der Wissenschaft zu opfern. „Ich würde es nie aufgeben“, ist sie sich sicher. Aber die beiden Bereiche verdrängen einander ja auch nicht. Im Gegenteil soll ein zukünftiges Romanprojekt auf ihrer Doktorarbeit basieren. „So kann ich meine Recherche für die Dissertation hervorragend als Basis nutzen“, freut sie sich.

Was sie schade findet ist, dass viele ihrer Naturwissenschaftskollegen und -kolleginnen wenig auf künstlerische Ansätze geben. „Es geht vor allem um harte Fakten, obwohl doch so viel mehr drinsteckt. Ich glaube schon, dass man in den Naturwissenschaften über die Künste eher lächelt, nach dem Motto: ‚das ist ja alles schön und gut für den Zeitvertreib, aber eigentlich nicht wirklich relevant‘.“ Sie selbst wünscht sich etwa für das Biologie-Curriculum auch mehr philosophische und ethische Inhalte. „Ich hatte lediglich ein Seminar während meines Studiums, in dem es um ethische Aspekte ging. Das ist zu wenig.“

JENS WASCHKE:
MIT *EINBEIN* IM KRIMI-GENRE

Die ethische Komponente spielt auch im Krimi von Jens Waschke, Ordinarius für Anatomie an der LMU, eine gewichtige Rolle.

Protagonist in *Einbein* ist der etwas schrullige, manchmal desillusioniert wirkende Anatomieprofessor Nodus, der eines Tages ein menschliches Bein vor dem Liefergang der LMU-Anatomie in der Pettenkoflerstraße findet – fachgerecht abgetrennt und präpariert. Dahinter, so zeigt sich, steckt der internationale, zum Teil mit zutiefst kriminellen und menschenverachtenden Methoden arbeitende kommerzielle Handel mit menschlichen Präparaten



für die unterschiedlichsten Zwecke. Und Nodus – lateinisch für „Knoten“ – findet sich plötzlich in einem lebensgefährlichen Geflecht krimineller Machenschaften rund um Körperpräparate wieder und muss sich schließlich sogar zwischen Körperspenden in einer riesigen Kuvette verstecken...

Klar, dass ein Anatom einen Krimi schreiben muss, mag man denken. Dieser Meinung liegt die Gleichung: Arbeit an Körpern Verstorbener = Verbrechen = Krimi zugrunde, die so einfach wie falsch ist. Denn die Arbeit von Fachwissenschaftlern, die mit den Körpern toter Menschen arbeiten, ist sehr ausdifferenziert – eine Tatsache, die auch im Fernsehkrimi immer wieder aus dem Blick gerät. Es gibt die Rechtsmediziner, die helfen, Gewaltverbrechen oder unnatürliche Todesfälle aufzuklären, und damit noch am ehesten eine Affinität zum Genre zeigen. Es gibt die Pathologen, die vor allem zu krankheitsbedingten Vorfällen und Zuständen in menschlichen und tierischen Körpern forschen. Und es gibt die Anatomen, deren Hauptfokus neben der Forschung vor allem die Lehre, also die Ausbildung von Nachwuchsmedizinern ist.

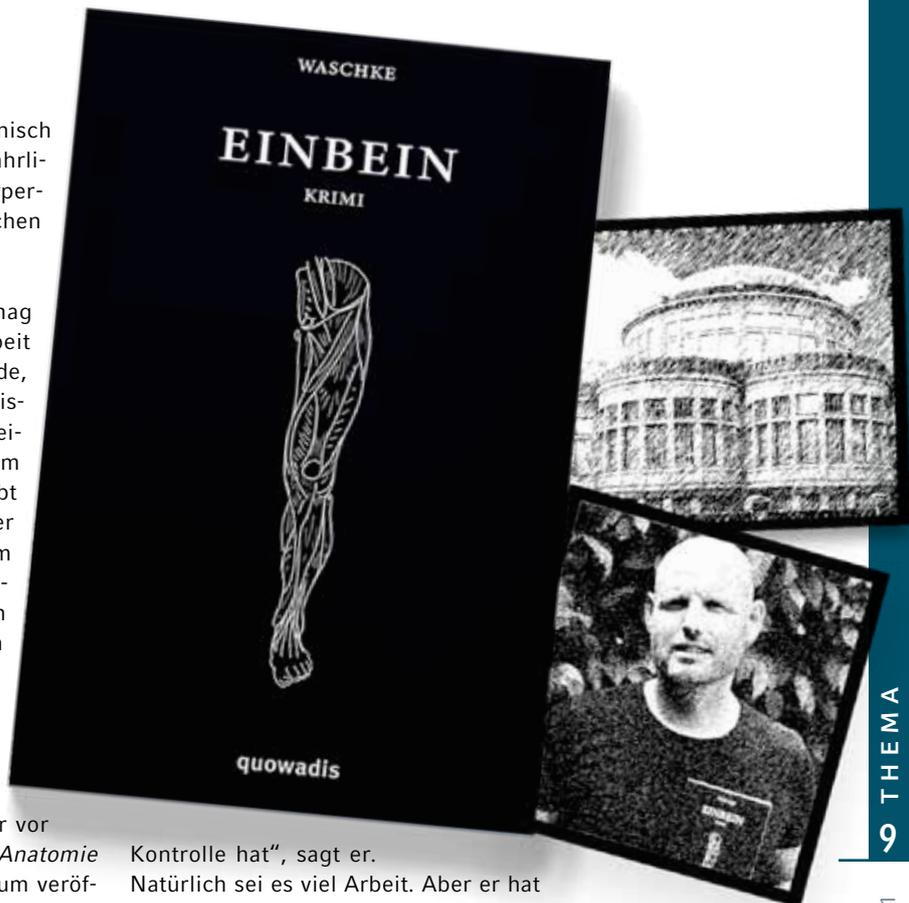
Aber der begeisterte Jo-Nesbø-Leser Jens Waschke wollte schon länger einen Krimi schreiben, nachdem er vor allem Lehrbücher verfasst und mit *Einfach genial. Die Anatomie von Locke bis Socke* ein Buch für das Nicht-Fachpublikum veröffentlicht hat. „Die Idee für die Figur Nodus hatte ich schon eine Weile“, erinnert sich Jens Waschke. „Ich wollte einfach ein richtiges Original zeigen – wie sie der Wissenschaftslandschaft leider größtenteils abhandengekommen sind“, sagt er. „Aber eine Figur gibt ja noch keine Geschichte.“ Der weltweite Handel mit Präparaten, ein sehr intransparentes Geschäft und ein aktuelles Problem, bildete dann den willkommenen Rahmen für den Protagonisten – einen Wissenschaftler und Genussmenschen, der nicht nur seinen Beruf, sondern auch Rippchen in Biergärten und Grießklößchen aus Tütensuppen liebt – ungekocht, versteht sich – und gerne am Maisinger See im Van übernachtet und vor allem seinen Beruf sehr liebt. Nodus ist bereits in seinen 60ern und schon rein altersmäßig kein Alter Ego von Jens Waschke. Wengleich einige Angewohnheiten und Vorlieben durchaus kongruent sind: zum Beispiel die gemeinsame Vorliebe für besagte Grießklößchen oder die Band Sisters of Mercy.

„Im Krimi kritisiert Nodus das ganze Lehrbuchwesen und die Forschungsgepflogenheiten. Da vertrete ich eine ganz andere Meinung als er“, hebt Waschke die Unterschiede zwischen Protagonist und Autor hervor. „Es stimmt schon alles, was er anspricht, aber die Welt ist doch etwas komplexer, als er sie darstellt“, lacht der „echte“ Anatom. Aber das Wichtigste, was er mit seinem Buch auch transportieren wollte: „Es soll eine Liebeserklärung an unser Fach sein.“

Kostenkontrolle und viel Arbeit

Seinen Krimi hat Jens Waschke im Selbstverlag, neudeutsch „Self-publishing“ herausgebracht: „Ich wollte nicht immer nur auf die Verlage schimpfen, sondern es selbst versuchen – und es ist verdammt viel Arbeit“, sagt er. Um alles muss man sich selbst kümmern: Lektorat, Layout, Vertrieb. Apropos Vertrieb: „Die meisten Bücher habe ich verschenkt. Das wirkt bei einem Krimi nicht so oberlehrerhaft, wie wenn man ein Lehrbuch verschenkt“, schmunzelt er. Verkauft hat er immerhin auch schon rund 200 Exemplare – von 1.000. „Ohne regelrechtes Marketing ist das gar nicht schlecht“, sagt er und gibt zu: „Geld verdienen kann man damit aber nicht.“

Auch LMU-Professor und Buchautor Michael Schrödl setzt schon länger auf den Selbstverlag. „Der Vorteil ist, dass man die volle



Kontrolle hat“, sagt er. Natürlich sei es viel Arbeit. Aber er hat einen Book-on-Demand-Dienstleister eingeschaltet, der die Gestaltung und den Druck übernommen hat, zudem hat Schrödl noch ein professionelles Lektorat finanziert. Was ihm wichtig ist – dass er die Einnahmen komplett behalten und vor allem einen Euro pro verkauftem Buch seiner Stiftung zum Artenschutz zukommen lassen kann. „Das ginge bei einem Verlag nicht. Da kann man froh sein, wenn man selbst einen Euro aus dem Erlös erhält.“ Natürlich, reich wird er damit nicht. Will er ja auch gar nicht: „Ich möchte vor allem Bewusstsein schaffen und Menschen sensibilisieren.“

Sophia Klink hat bisher noch keines ihrer Bücher veröffentlicht. Kontakte hat sie aber schon mehrere, und gute Referenzen kann sie ja unter anderem mit dem Literaturstipendium vorweisen. Aber ob Verlag oder nicht, Stipendium und Preis oder nicht: Sophia Klink, Markus Ostermair, Michael Schrödl oder Jens Waschke – das literarische Œuvre der vier Forschenden lässt sich auf einen gemeinsamen Nenner bringen: die Freude daran, gute Geschichten zu erzählen. ■ cg



■ Markus Ostermair: *Der Sandler*
> <https://kurzelinks.de/der-sandler>



■ Jens Waschke: *Einbein*; > <https://kurzelinks.de/einbein>



■ Michael Schrödl: *Don Arturo – der Herr der Nachtschnecken*
> <https://kurzelinks.de/don-arturo>; > www.artenforschung.de

ESSAY

BAYERISCHE AKADEMIE DES SCHREIBENS

SICH IM SPIEGEL ANDERER ERLEBEN



▲ Dr. Katrin Lange ist seit 1999 im Literaturhaus München tätig. Dort ist sie zuständig für Programm, die Bayerische Akademie des Schreibens sowie die Schreibwerkstatt.

Die Bayerische Akademie des Schreibens ist eine Kooperation zwischen dem Literaturhaus München, den Universitäten Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Erlangen, LMU München, TU München, Regensburg, dem Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg sowie dem Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst.



www.literaturhaus-muenchen.de/akademie

„Wenn die mich nehmen, werde ich Schriftstellerin.“ Die Sterne standen günstig, als Annette Pehnt 1997 ihre Bewerbung für ein Romanseminar im Literaturhaus München in den Briefkasten warf. Die Einladung ins Seminar kam und direkt danach erschien ihr Romanprojekt *Ich muss los* 2001 im Piper Verlag und begründete eine bemerkenswerte Schriftstellerlaufbahn mit inzwischen 26 Büchern unterschiedlicher Genres und wichtigen Preisen. Heute unterrichtet Annette Pehnt, seit 2018 Professorin für Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus in Hildesheim, selbst literarisches Schreiben. Als 2011 erstmals Seminare der Bayerischen Akademie des Schreibens an den Universitäten ausgeschrieben wurden, war sie die Leiterin eines solchen Seminars. Aus dem Stapel eingegangener Bewerbungen wählte sie die von Markus Ostermair aus, dessen Text, eine kleine Szene um einen Obdachlosen, dann zur Keimzelle des Romans *Der Sandler* wurde, eines der wichtigen Debüts der letzten Jahre. So lassen sich Geschichten von künstlerischen Institutionen erzählen: als eine Genealogie bekannter Namen, die mal unbekannt waren, als ein mehr oder weniger zufälliger Kreuzungspunkt von Talenten, einem Netzwerk, das aus sich selbst heraus entsteht.

Eine Institution im strengen Sinne aber ist diese Akademie nicht. Sie hat kein eigenes Haus, keine Direktorin, keinen Hausmeister, sie hält keine Prüfungen ab und vergibt keine Diplome. Unter der Initiative von Elisabeth Donoughue aus dem Literaturreferat im Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst taten sich 2008 Professorinnen und Professoren der Literaturwissenschaft aus den sieben Universitäten LMU, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Erlangen, TU München und Regensburg mit dem Literaturhaus München zusammen, um in einem Kooperationsverbund Seminare zum literarischen Schreiben an ihren Universitäten anzubieten. Ihnen gingen, modellbildend, die Manuskriptum-Seminare an der LMU voraus und die langjährigen Erfahrungen des Literaturhauses mit Autorenseminaren. Am Literaturhaus ist die Schreibakademie auch heute beheimatet, dort hat sie ihr Zentrum und bildet eine eigene Programmsäule des Hauses. Alle Autorenseminare finden dort oder in Sulzbach-Rosenberg statt, die Universitätsseminare an den Universitäten selbst. Der bewusst gewählte Name „Akademie“ verweist auf eine Ausbildungstradition, die es in den Künsten wie Musik oder Bildender Kunst seit Jahrhunderten gibt. Nun hat auch die Literatur an verschiedenen Orten solche Räume, gar Studienwege, und sie haben das Selbstbewusstsein einer jüngeren Autorengeneration seit den 2000er-Jahren verändert.

Längst ist die alte Streitfrage, ob man das Schreiben lernen und lehren kann, darüber grau und uninteressant geworden. Ja, was denn sonst, man muss es lernen, wer sollte es von selbst können? Das steht ebenso eindeutig fest wie die Tatsache, dass jedes Schreiben ein eigensinniges Lesen voraussetzt. Dies ist die im Kern sehr simple Basis der „Lehr“-werkstatt Schreibseminar: Man liest einander. Und zwar so, dass Texte aus ihren eigenen Intentionen heraus verstanden, in ihrer Form reflektiert und an sich selbst gemessen werden. Den Prozess, aus Leseindrücken relevante Kritik zu destillieren, leitet jeweils ein erfahrenes Führungsduo von Autorin und Autor und Lektorin und Lektor an. Ein Text, zwölf Blicke. Viel Zeit, um übereinzukommen, worin die Potenziale eines Buchprojekts liegen, wo seine Schwächen. Oder auch, um nicht übereinzukommen. So oder so aber wird sich um den eigenen Text ein Horizont von Perspektiven auftun, handwerkliche Fehler sollten deutlich geworden sein, und es können Ideen zu neuen Ansatzpunk-

ten keimen. Die überarbeitete Fassung ist Grundlage für die nächste Textdiskussion – und so fort. Schließlich bedeutet Schreiben nach einem Bonmot Samuel Becketts nichts anderes als „Wieder versuchen. Wieder scheitern. Besser scheitern.“

Es erfordert Mut und Standfestigkeit, in so einer Textdiskussion alles einmal zur Disposition zu stellen und den eigenen Text gleichzeitig vor falschen Einflüsterungen zu schützen. Es kann weh tun, und der sogenannte „geschützte Raum“ kann sich ziemlich unbarmherzig anfühlen. Wenn man aber ehemalige Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach dem Gewinn des Seminars befragt, wird die Gruppe als wichtigster Grund genannt, sich mit einem unfertigen Text in eine solche Arena zu begeben – und in den letzten Jahren steigt ihre Bedeutung. Alles andere, was Seminare auch leisten – handwerkliche Verfahren von erfahrenen Autoren und Autorinnen zu lernen, entdeckt zu werden, Informationen über den Literaturbetrieb zu bekommen, Kontakte zu wichtigen Vermittlern oder Verlagen zu knüpfen –, rangiert dahinter. Die Gruppe ist Gegenpol zum einsamen Schreiben. Die Gruppe ist ein ausgewählter Kreis von „Gleichgesinnten“, die Markus Ostermair sonst „rar gesät“ findet. Es braucht tatsächlich eine ähnliche „Gesinnung“, ein gewisses erotisches Verhältnis zur Sprache, um sich über Adjektive streiten zu können oder eine Erzählperspektive Satz für Satz in ihren Möglichkeiten und Begrenzungen zu durchdringen, dazu eine Vorstellung und Erfahrung von literarischer Relevanz und Wirksamkeit. Es scheint schwerer geworden zu sein, dafür Gleichgesinnte in den Schulen oder Universitäten, im öffentlichen Diskurs zu finden.

Wollte man methodische Neuerungen in den Seminaren benennen, so zählen gewiss die Schnittstellen dazu, die es zum Film und Drehbuch gibt. Dort wurde ein Wissen um Dramaturgie und Konflikte systematisiert, das auch für Prosatexte sehr erhellend sein kann. Zunehmend wichtig werden aber auch Fragen nach der persönlichen Schreibpraxis und den eigenen Schreibimpulsen. Das kann sehr praktische Fragen betreffen. Wie schreibt man? Wann? Und wie lange? Was tun gegen die dauernden Versagensgefühle und Unlust? Was braucht es, damit es gut läuft? In dieser Entwicklung treffen sich Schreibseminar und akademische Schreibforschung. *Schreiben* lautet lakonisch der Titel von Carolin Amlingers jüngst erschienener Studie zur Soziologie literarischer Arbeit, die grundsätzlich in der Tradition von Pierre Bourdieus Studie zum literarischen Feld steht. Interessant aber sind ihre methodisch anderen Ansätze. Wo Bourdieu den Antagonismus zwischen Kunst und Ökonomie anhand eines Romans aus dem 19. Jahrhundert, Flauberts *Erziehung des Herzens*, entfaltet, führt sie Interviews mit Schriftstellerinnen und Schriftstellern. Sie interessiert eine mögliche Autonomie der Kunst nicht allein als gesellschaftliche Größe, sondern auch als eine des persönlichen Erlebens beim Schreiben. Aufschlussreich sind zudem ihre Differenzierungen des Feldes, sie erweitert es zum Beispiel um Ausbildungsorte für Schriftsteller als „kommunikationsintensive Produktionsräume“ und Institutionen einer vermittelnden Öffentlichkeit wie Literaturhäuser, wo Lesungen zu einer wichtigen Einnahmequelle für Autoren geworden sind. Diese Entwicklungen werden oft als Faktoren einer Professionalisierung des Autoredaseins beschrieben. Nicht übersehen aber sollte man, dass auch das Gegenteil stimmt, eine neue, im besten Sinne dilettantische Freude am Schreiben. Schreibwerkstätten gibt es inzwischen an vielen Orten, an Volkshochschulen, in privaten Zirkeln oder im Luxushotel. Auch das Literaturhaus bietet seit einigen Jahren Offene Werkstätten

für jedermann an, die auf eine große Nachfrage stoßen. So wie man immer schon ein Instrument erlernen konnte, um dann privat in der Band oder dem Quartett zu spielen, kann man schreiben, ohne notwendig auf die Veröffentlichung zu warten, und findet hier Gleichgesinnte. Schreibwerkstätten geben Impulse, vermitteln das Schreiben (auch) als Handwerk und zeigen die Sprache als herausforderndes Material. Ähnlich wie in einem Chor kommt man zusammen, um zu lernen, sich auszuprobieren, zu teilen.

Probephase und Professionalisierungshilfe – die Seminare der Bayerischen Akademie des Schreibens an den Universitäten sind beides und liegen in Anspruch und Ausrichtung zwischen solchen Offenen Werkstätten und den auf Publikation zielenden Autorenseminaren. Studierende aus allen Fakultäten können sich bewerben, und es ist egal, ob man sich das erste Mal ausprobiert oder schon seit Langem schreibt. Die Medizinerin Julia Kicherer sagt von sich: „Ich schreibe, weil ich merke, dass es mir ein Bedürfnis ist, das ich kurzzeitig ignorieren kann wie Schlaf oder Bewegung – aber es geht mir eben nicht besonders gut, wenn ich es ignoriere. (...) Ich habe mir schon Geschichten ausgedacht, bevor ich schreiben konnte.“ Sie war Teilnehmerin im letzten Seminar wie auch die Anglistin Elisabeth Huber, die mit dem Schreiben erst begonnen hat, als sie die Ausschreibung der Akademie gesehen hat. Jetzt macht sie weiter und entdeckt beim literarischen Schreiben, wie der Körper, persönliche Wahrnehmungen, die ganze Person einfließen – eine gute Ergänzung zu ihren wissenschaftlichen Studien, findet sie. Es gibt mittlerweile eine stolze Liste von Autorinnen und Autoren, die aus diesen Uni-Seminaren hervorgegangen sind, darunter Fridolin Schley, Lena Gorelik, Thomas von Steinaecker, Manuel Niedermeier, Bernhard Heckler, Angela Lehner, Maddalena Fingerle und andere. Dennoch ist es nicht das wichtigste Anliegen, literarischen Nachwuchs zu entdecken und zu fördern. Auch der künftigen Lehrerin, dem Biologen und der Philosophin soll das Seminar Gelegenheit bieten, fachliche Kompetenzen zu ergänzen und Freude an der persönlichen Ausdruckskraft zu gewinnen. „Dass sprachliche Kompetenzen jenseits der Beherrschung der Fachterminologie in der Wissenschafts- und Technikkommunikation eine wichtige Rolle spielen, liegt auf der Hand“, sagt Fred Slanitz von der TU München. Auch wenn das Schreiben in den Wissenschaften, den Geisteswissenschaften zumal, eine Kernkompetenz ist, ist es oft ein einsamer Weg, darin seinen Stil zu finden. Und ein eigenes und genaueres Verständnis von der Gemachtheit und Gestimmtheit

von Texten kann auch ein philologisches Lesen bereichern. „Ich denke jetzt anders über Texte nach, sehe sie mir auch anders an“, schreibt die Literaturwissenschaftlerin Fabienne Imlinger. Sie hat nach ihrer Promotion mit ihrem ersten Roman an einem Autorenseminar teilgenommen und studiert nun weiter in Hildesheim. Als „Ort der Sprachbegegnung auf allen Ebenen“ wünscht sich Stephanie Waldow die Akademie, die als Professorin die Ausschreibung und Betreuung der Seminare in Augsburg lenkt. Sie holt die Autoren, die Seminare geleitet haben, auch gerne weiterhin nach Augsburg und sucht den Austausch zwischen künstlerischer Kreativität und Wissenschaft.

Teilnehmende an Seminaren sind Wiederholungstäter. Sie suchen diesen Austausch, auch beim zweiten und dritten Buch. Dann wird der geschlossene Raum zu einem Widerlager gegenüber den wachsenden Herausforderungen des Betriebs. Nach dem Seminarwochenende kehren sie an den Schreibtisch zurück und schreiben – allein. Es bleibt eine einsame Tätigkeit. Aber man hat sich im Spiegel anderer erlebt, hat ja und nein zur Kritik am eigenen Text gesagt, kann nun besser scheitern – ein stärkender Umweg zu sich selbst.



» *Wieder versuchen.
Wieder scheitern.
Besser scheitern.*«

DIE SEGELREBELLEN

PFEIF AUF DEN KREBS, GEH SEGELN

Besser könnte man es nicht erfinden: Ein Onkologe und leidenschaftlicher Segler, der weiß, wie wichtig dieser Sport für die eigene Psyche und den Teamgeist ist – dieser Arzt also trifft einen angehenden Juristen, der ebenso begeistert segelt, an Krebs erkrankt, durchs Segeln voll ins Leben zurückfindet und beschließt, dieses Erfolgserlebnis mit anderen Betroffenen zu teilen. Das Ergebnis ist ein beispielloses Projekt: die „Segelrebelln“, eine Rebellion gegen die Widrigkeiten des Lebens mit Krebs.

So drückt es jedenfalls Marc Naumann aus, Jurist und Journalist, Gründer der „Segelrebelln“ und mittlerweile mit eigenem Boot, eigener Crew und jungen Krebskranken als wechselnder „Mannschaft“ unterwegs. Der Schirmherr ist Professor Michael von Bergwelt, Direktor der onkologischen Klinik der LMU.

„Ich habe von Kindesbeinen an schon gesegelt und war schon mit Anfang 20 als Skipper unterwegs im deutschen Hochseesportverband“, erzählt der Professor. „Als ich in Boston forschte, machte ich nebenher das Kapitänspatent für Großsegler. Schon damals dachte ich, wenn du mal Onkologe bist, verbindest du das und machst etwas Sinnvolles daraus.“ Er probierte es zunächst als Schiffsarzt, „aber das war langweilig“.

Marc Naumann kam nach seiner Therapie zur Nachsorge in die Klinik von Professor von Bergwelt in Grohadern. Er berichtete von seinen Plänen – und für den Onkologen war, wie er sagt, „von Anfang an klar, dass ich ihn gerne unterstütze“. So wurde er Schirmherr. „Ich berate ihn, gehe Konzepte mit ihm durch, zum Beispiel zu Sicherheit und medizinischen Notfällen auf See, wir sind schon zusammen gesegelt und ich bin auch als Werbeträger unterwegs.“

Sich für Naumanns Projekt entschieden zu haben, hat er nie bereut. „Wie er durch einen Schicksalsschlag in der Juristenkarriere getroffen wurde und sich sagte, jetzt mache ich mal das, was mir von Herzen wirklich wichtig ist: Das hat mich beeindruckt“, betont der Klinik-Direktor. Und: Naumann habe eine sehr gute Segelausbildung absolviert und viel Erfahrung. „Auf einer Hochseejacht kann es schon mal ordentlich pusten, da braucht man jemanden, der das wirklich kann. Da habe ich volles Vertrauen zu ihm. Das war für mich wichtig als Schirmherr: Nicht nur das Konzept muss stimmen, sondern auch das Sicherheitsniveau. Das ist ja kein Wandern und kein Hallenschwimmbad.“

„NACH DER THERAPIE WIRD ZUR SEE GEFAHREN“

Marc Naumann war 28 Jahre alt, als die Diagnose „Hirntumor“ all seine privaten und beruflichen Pläne abrupt über den Haufen warf. Eines aber blieb ihm: seine Leidenschaft fürs Segeln. Eine kleine Jolle hatte er schon. Noch während der Strahlentherapie schipperte er damit ein bisschen herum, spürte, wie ihm das Kraft gab, und machte den Segelschein. So wollte er gegen die tückische Krankheit ankämpfen.

Dann kam der nächste Schock. Genau zwei Jahre nach der ersten Diagnose, Naumann war mitten in den Vorbereitungen für das juristische Staatsexamen, eröffneten ihm die Ärzte: „Wir haben ein Rezidiv entdeckt.“ Was nichts anderes als Rückfall bedeutete und diesmal auch Chemotherapie. Eine Behandlung, über die er sagt, „du kannst dem Körper beim Verfall zusehen“. Über ein halbes Jahr musste er im Krankenhaus verbringen. Dann stand für ihn fest: „Nach der Therapie wird zur See gefahren.“

Zusammen mit einem erfahrenen Skipper fuhr Naumann im Oktober 2012 bei stürmischem Wetter von Cuxhaven durch Nordsee und Ärmelkanal ins französische Calais. „Bei dem rauen Wind und dem starken Seegang konnte ich wertvolle Erfahrungen sammeln“, schildert der heute 39-Jährige. Er habe neuen Lebensmut gefunden und sogar ein Prädikatsexamen geschafft.

Als dann ein guter Freund den Kampf gegen Krebs verlor, kam der nächste Einschnitt: Die Juristenkarriere musste warten, damit Naumann sich ganz auf sein Projekt „Segelrebelln“ konzentrieren konnte. „Auf der Fahrt nach Calais habe ich gemerkt, wenn ich die Kraft habe, mit diesen Schwierigkeiten fertig





Nutzen Sie Ihre Perspektiven!

Erfahren Sie mehr über Ihre Entwicklungschancen:
www.kantenwein.de/ihre-karriere



▲ Professor Michael von Bergwelt (links) und die „Segelrebellin“. Rechts der Initiator Marc Naumann.

zu werden, dann schaffe ich auch das mit meiner Krankheit. Diese Erfahrung wollte ich weitergeben.“

Etwa an die 26-jährige Angestellte Olivia Kupka aus Hannover und die neun Jahre ältere Pia Becker, Referentin im Bundesentwicklungsministerium. Olivia hatte während ihrer Krebstherapie einen Flyer der „Segelrebellin“ gesehen, war sofort begeistert und bewarb sich. Beim „Dänischen Südsee Wikinger-Törn“ in der Ostsee vergangenes Jahr war sie dabei.

Pia hatte 2015 noch während des Studiums die Diagnose Krebs bekommen und sofort gegoogelt, welche Angebote es für junge Krebspatienten gibt. So kam sie auf die Segelrebellin und nahm den Kontakt auf. „Ich habe schon immer gern Sport gemacht und wollte ohnehin einmal das Segeln ausprobieren“, erzählt sie, „und so war das für mich das Richtige.“

Es ging über die Ostsee durchs Kattegat, nach Kopenhagen und nach Rügen. „Es war im Oktober 2016, da ging ganz gut Wind, das war schon ein Abenteuer.“

Die Herausforderung ist auf See überall die gleiche – und auch das Erfolgserlebnis, sie zu bestehen. „Am Steuer auch bei stärkerem Wind zu sein, war ganz toll,“ berichtet Olivia. „Ich habe mir das irgendwie schwieriger vorgestellt. Aber das war gar nicht so anstrengend, und man ist dann stolz, dass man das Ruder und das Leben im Griff hat und alles steuern und entscheiden kann.“

Ähnlich hat es Pia in Erinnerung: „Für mich war es absolut das Richtige und das, was ich nach der Therapie gebraucht habe. Ich dachte in der Therapie, wenn ich die geschafft habe, dann geht es bergauf. Aber erst einmal ging es eher bergab.“ Sie sei körperlich kaputt gewesen. Das Ganze psychisch zu verarbeiten, fange erst später an. „Die Therapie hat mir geholfen, dass der Krebs nicht zurückkommt“, sagt Pia, „und die Segelrebellin haben mir geholfen, Vertrauen zu haben und wieder psychisch auf die Beine zu kommen.“ Zwei Mal noch war sie in dieser Zeit auf Segeltörns unterwegs, „und ich habe mich nie so gut gefühlt“. So sieht es auch Olivia Kupka. „Durch die Krankheit ist man ja ziemlich isoliert, weil das Immunsystem so schwach ist. Ich hatte wieder Lust, hinaus in die Welt zu gehen, unter Menschen zu kommen, Kontakte zu knüpfen.

Wegen Corona war die Isolation ja noch extremer, und da war es gut, so einen Törn zu machen, andere Leute kennenzulernen, und abends, wenn wir geankert haben, zusammen zu kochen und zu quatschen – also all das zu erleben, was man in den letzten zwei Jahren nicht hatte.“

Natürlich redet man auch über die Krankheit. „Bei den Gesprächen können wir unbefangener miteinander umgehen“, sagt Olivia Kupka. „Wenn man mit Freunden oder in der Familie darüber spricht, sind die meisten beklommen oder haben viel Mitleid. Aber von uns hatte ja jeder das Gleiche durchgemacht.“ Aber klar, es sei ja nicht alles wie weggeblasen, räumt Olivia ein: „Natürlich waren wir an Bord auch mal traurig, wenn wir uns an bestimmte Situationen erinnert haben oder wenn man die Geschichte der anderen hört. Aber man zehrt auch vom Austausch und bekommt viel zurück.“

Nicht zuletzt gibt es dann noch die Herausforderung namens Seekrankheit. Pia wurde übel, sie musste sich nachts übergeben, aber „dann dachte ich mir, du weißt nicht, ob du so ein Abenteuer noch einmal erleben kannst. Da bin ich sofort aufgestanden.“ Von Marc Naumann stammt die Parole „kotzen, aufwischen, weitermachen“. Er weiß aber auch von Teilnehmerinnen, die dem sogar eine positive Seite abgewinnen

können: „Kotzen kenne ich von der Chemo“, habe eine gesagt, „aber hier macht es mehr Spaß.“

SPENDEN WILLKOMMEN

Als Naumann 2014 sein Projekt startete, musste er noch fremde Boote chartern, seit 2017 hat er ein eigenes, die SY MAGIC, eine eigene Crew und das sehr selbstbewusste Motto, das zumeist diskret „f*ck cancer – go sailing“ geschrieben wird. Die Segelrebellin waren schon in Gibraltar und in den Lofoten, gegenwärtig beschränkt sich Naumann weitestgehend auf die Ostsee – wegen Corona und wegen der Preise. Törns inklusive Anreise sollen nicht zu teuer sein. Ohne die Hauptsponsoren wie Mr. Wash AG, Helly Hansen und Garmin wären sie vermutlich überhaupt nicht möglich, und für nötige größere Reparaturen sind zusätzlich Spenden willkommen. An Mitsegelnde stellt Naumann keine großen seemännischen oder gesundheitlichen Anforderungen. Die Therapie müsse abgeschlossen sein, „und wer es schafft, eine Woche lang selbstständig einzukaufen und die Sachen in die Wohnung zu bringen, der ist auch fit für den Törn. Alles andere lernen sie bei der Crew und mir.“ Bisher wurde er noch nicht enttäuscht.

Man lernt an Bord auch fürs Leben. Professor von Bergwelt spricht von einem dreifachen Effekt: dem unmittelbaren gleich nach dem Törn, dem ein anhaltender folge und schließlich ein nachhaltiger, als „Eye-Opener – nachdenken, sich anders kennenlernen“. Olivia Kupka hat das so erlebt: „Ich kam in mein altes Leben zurück, Bürojob von Vormittag bis Nachmittag, ich war auch etwas demotiviert, wieder in meinen Job zu finden. Denn nach der Krankheit ist man nicht mehr so belastungsfähig. Aber das Gute war, dass ich gelernt habe, lockerer zu werden und nicht alles so ernst zu nehmen.“ Pia Becker wird dem Segeln treu bleiben, den Sportboot-Führerschein hat sie schon, jetzt will sie „noch ein paar Segelscheine machen“. ■ fue



■ Die Segelrebellin im Internet: www.segelrebellin.com

■ Möglichkeiten, sie zu unterstützen, findet man unter: www.segelrebellin.com/spenden

The logo for Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU), consisting of the letters 'LMU' in white on a green square background.

LMU

LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN

Bleiben Sie mit der LMU verbunden!

Fördern Sie exzellente Projekte,
um gezielt Ihre Universität zu
unterstützen.



LMU München • Stiftungen
Telefon: 089/2180-4703 • stiftungen@lmu.de

www.lmu.de/stiftungen

UMBENENNUNG NACH NS-OPFER EINE SCHULE AUF NAMENSSUCHE



Formen des Erinnerns gibt es viele. Berühmte Namen zieren Straßen und Plätze. Auch Schulen können zur Gedächtnisbildung beitragen. In Unterhaching sucht eine Förderschule nach einem neuen Namen, seit Forschungen der LMU ergeben haben: Der Sonderpädagoge, nach dem sie benannt worden war, war ein Befürworter der Euthanasie. In einem inklusiven Seminar hat Professor Peter Zentel vom Lehrstuhl für Geistige Entwicklung Förderschüler und -schülerinnen und Studierende zusammengebracht, um über die Geschichte der Euthanasie aufzuklären. Auch auf der Suche nach einem Namen wurde man fündig. Gut möglich, dass die Förderschule künftig Thea-Diem-Schule heißt, nach einer von den Nazis ermordeten jungen Frau, die an Epilepsie litt. Ihre Nichte Lisa Wanninger hat es sich zur Aufgabe gemacht, Thea Diems Schicksal dem Vergessen zu entreißen.

„Förderzentrum Förderschwerpunkt geistige Entwicklung Unterhaching“: Das ist tatsächlich ein sperriger Name für eine Schule. Bis vor zehn Jahren war der weitläufige, lichte Flachbau am Ortsrand Unterhachings noch als Erwin-Lesch-Schule bekannt. Aber dann machten Forschungen der LMU Verstrickungen des Sonderpädagogen Lesch mit dem Nazi-Regime bekannt. Lesch, so die Forscher, beteiligte sich im „Dritten Reich“ an der Selektion angeblich bildungs- und schulfähiger Kinder. Die Schule reagierte – und sucht seither nach einem neuen Namen.

Ricarda Friderichs, Schulleiterin und Lehrbeauftragte am Lehrstuhl für Geistige Entwicklung der LMU, sprach ihren Kollegen Professor Peter Zentel auf das Thema an. „Mein Vorschlag war, ein Opfer der Euthanasie dafür auszuwählen“, erklärt Zentel. Friderichs war angetan. Ein Seminar wurde im Wintersemester aus der Taufe gehoben, zu dem Zentel Woche für Woche nicht nur seine Studierenden, sondern auch Schüler und Schülerinnen der Förderschule einlud. Das heikle Thema des Projekts: Euthanasie. Das Ziel: die Schüler über den Mord an Menschen, deren Leben als „nicht lebenswert“ galt, aufzuklären. Und darüber hinaus eine historische Person auszusuchen, deren Name die Schule künftig tragen könnte.

Eine anspruchsvolle Aufgabe. Denn Eugenik und Euthanasie – das geht auch heute noch unter die Haut. Daraus ein Unterrichtsthema für junge Menschen mit geistiger Behinderung zu machen, verlangt klare, verständliche Worte und sehr viel Fingerspitzengefühl.



MORD DEM VERGESSEN ENTREISSEN

Während die Idee der Umbenennung rasch auf grundsätzliche Akzeptanz stieß, waren manche Lehrkräfte reserviert. Besorgt fragten sie sich: Wie würden ihre Schutzbefohlenen mit den Informationen aus dem Seminar umgehen? Würden sie verkraften, was sie dort hörten? Und hat es nicht etwas nachhaltig Bedrückendes, eine Schule nach einem Euthanasieopfer zu benennen?

Zentel und Friderichs, der Professor und die Schulleiterin, beschlossen, es trotzdem zu versuchen. „Natürlich nehmen wir unsere Fürsorge ernst“, sagt Friderichs. „Aber dass das Thema in den Unterricht gehört, steht außer Frage.“ Mit didaktischem Geschick, so ihre Überzeugung, sei es möglich, das nötige Wissen zu vermitteln, ohne die Schülerinnen und Schüler, die zwischen 16 und 18 Jahre alt sind, nachhaltig zu belasten.

Auch eine mögliche Namenspatronin war rasch gefunden: Theolinde Diem. Dank ihrer Nichte Lisa Wanninger, einer rührigen Münchnerin von über neunzig Jahren, ist die von den Nazis ermordete Theolinde Diem noch heute ein Begriff. Sie hat ein Gesicht, sie hat eine Geschichte. Denn Lisa Wanninger, engagiert auch in der Angehörigengruppe von Euthanasieopfern des NS-Dokumentationszentrums München, will den Mord an ihrer Tante dem Vergessen entreißen.

Darum erklärte sie sich auf Einladung Zentels gern dazu bereit, eine Seminarstunde in der Förderschule Unterhaching zu besuchen und als Zeitzeugin zu erzählen, wer Theolinde, genannt Thea, war. Und welches Schicksal sie mit so vielen anderen Menschen teilte.

Als Wanninger Mitte Januar vor ihrer Zuhörerschaft Fotos ihrer verstorbenen Tante zeigt, haben Studierende und



▲ Lisa Wanninger hat sich zur Aufgabe gemacht, den Mord an ihrer Tante dem Vergessen zu entreißen

Schüler schon viele gemeinsame Seminarstunden besucht. Gesprochen wurde über Menschen, die man in der Nazizeit an den Rand drängte und ermordete: Juden, Sinti und Roma, Obdachlose, politische Gegner, Kranke, Homosexuelle. Zentel hat erzählt, dass die Nazis in den Konzentrationslagern nicht nur Menschenleben auslöschen, sondern auch die Erinnerungen an sie tilgen wollten. Ein Tafelbild hat er mit der Frage überschrieben: „Was können wir heute tun?“

Die Antwort? „Nett zu anderen sein.“ „Nicht wegschauen, wenn andere geärgert oder ausgegrenzt werden.“ Und: „Uns erinnern.“ Man könnte Stolpersteine in den Boden montieren, erklärte Zentel, Plätze und Straßen nach den Ermordeten benennen. Oder eben auch: Schulen.

Für den Besuch Lisa Wanningers haben sich die Jugendlichen im Lauf des Seminars Fragen überlegt und eine Schülerin zur Vorleserin bestimmt. Ihren Ausdruck legt sie vor sich auf den Tisch. „Wann ist Thea geboren und wann ist sie gestorben?“, liest sie. Lisa Wanninger antwortet: 1908 sei ihre Tante geboren worden, im März. Theolinde Diem, genannt Thea. Ein junges Mädchen, hineingeboren in eine weltoffene Familie, in der Klavier, Violine und Zither gespielt und philosophiert wurde.

Aber mit 16 Jahren begann Thea unter epileptischen Anfällen zu leiden. Als Neunzehnjährige verbrachte sie mehrere Wochen im Krankenhaus. Anschließend wurde sie in die Heil- und Pflegeanstalt Schönbrunn gebracht, noch heute eine große Behinderteneinrichtung in der Nähe von Dachau. Das war im Dezember 1927. „Sie war dort gut untergebracht“, erzählt Wanninger, „aber als junges Mädchen mag man nicht eingesperrt sein.“

14 Jahre verbrachte ihre Tante dort. „Sie konnte arbeiten, das war ihre Lebensversicherung“, erzählt Wanninger, „wer nicht arbeiten konnte, wurde selektiert.“ Zentel ergänzt: „Das war der entscheidende Punkt: Man musste arbeitsfähig sein, sonst war man nutzlos.“ Wanninger

zeigt ein Bild ihrer Tante Thea im gepunkteten Kleid. Und eines mit Hund im Garten der Heilanstalt. Sie erzählt davon, dass ihre Tante im Frühling 1941 in die Nervenheilanstalt Haar verlegt wurde. Und dass sie selbst sich immer noch frage, warum die Eltern dies zuließen. Schon kurz darauf transportierte man Thea nach Hartheim bei Linz. „Die eigentliche Tragödie“, erzählt Lisa Wanninger, „fand dann dort statt.“ Die Schüler und Schülerinnen wirken betroffen. Und sehr aufmerksam. „Wie war Thea so und was machte sie gerne?“, liest die Schülerin von ihrem Zettel ab. „Gab es keine Medikamente gegen Theas Krankheit?“ Und: „Warum konnte Thea nicht gerettet werden?“ Lisa Wanninger sagt: „Man hat in dieser Zeit jede Menschlichkeit verloren.“

IHR NAME DARF NICHT UNTERGEHEN

Theolinde Diem starb Ende April 1941. Ihr Name steht auf einer Tafel im Garten der Schönbrunner Werkstätten, zusammen mit all den anderen Namen derer, die wegen ihrer Behinderungen von den Nazis ermordet wurden.

Ob Theas Name bald auch am Schultor des Förderzentrums Förderzentrum geistige Entwicklung Unterhaching stehen wird, ist noch unklar. Die Schulfamilie, der Landrat, die Regierung: Alle müssen zustimmen. Von Regierungsseite sind die Signale positiv. Die Regierungsschuldirektorin Brigitte Schefold, zuständige Referentin für Kinder mit geistiger Behinderung, zeigt sich beeindruckt von der Seminarstunde mit Lisa Wanninger. „Ich würde es begrüßen, wenn es zu der Umbenennung käme“, sagt sie. Für sie gehört es pädagogisch dazu, „auch mit der Schwere“ umzugehen. „Man kann das nicht negieren!“

Und Lisa Wanninger erklärt: „Ich hoffe nur, dass es nicht wieder passiert! Wir können meine Tante nicht mehr lebendig machen. Aber was mir wichtig ist: Dass ihr Name nicht untergeht.“



SPRACHWANDEL DURCH SOCIAL MEDIA

LIEBER SCHNELL ALS FEHLERFREI

Durch soziale Medien und Messenger-Dienste verlernen junge Menschen richtig zu sprechen und zu schreiben? Von wegen! Menschen waren schon immer „mehrsprachig“ und könnten je nach Situation schnell umschalten, sagt Professorin Sonja Zeman vom Institut für Deutsche Philologie an der LMU. Sie untersucht in Seminaren mit Studierenden, ob und wie das Internet unsere Sprache verändert. Trotz der vielen Kritik zum angeblichen Sprachverfall kann sie keine negativen Auswirkungen auf das Sprachsystem feststellen.

„Lass mir ein Like da, wenn Dir der Beitrag gefällt“: Wohl kaum ein Satz wird in den sozialen Medien häufiger genutzt. Dabei ist er grammatikalisch zumindest holprig, „lass mir einen Like hier“ wäre laut Duden korrekt. Verfechter der deutschen Sprache würden wohl auch das aus dem Englischen entlehnte „Like“ kritisieren. Das Internet verändert unseren Sprachgebrauch. Wie stark und auf welche Weise untersuchte Professorin Sonja Zeman vom Institut für Deutsche Philologie mit Studierenden in einem Seminar zur Internetsprache anhand von Youtube, sozialen Medien und WhatsApp-Nachrichten. Doch nicht nur junge Menschen treibt das Thema um. „Auch wer sich nicht mit Linguistik befasst, interessiert sich für die Auswirkungen“, erklärt Zeman. Deswegen hat sie zum Beispiel auch schon einmal ein Online-Seminar bei der Volkshochschule gehalten. Dort waren auch ältere Generationen unter den Vortragsgästen, die die Sprachgewohnheiten ihrer Enkelkinder besser verstehen wollten. Dabei wurde von vielen der Wunsch geäußert, die Dinge doch „schön“ zu schreiben. Statt „Eisdiele?“ also lieber einen ganzen Satz zu formulieren. Bewertungen wie „schön“ hält die Sprachwissenschaft allerdings für problematisch.

SPRACHE IST STÄNDIG IM WANDEL

„Sprache ist etwas, mit dem wir uns identifizieren“, erläutert Zeman. Das sei der Grund, warum Sprachveränderung sehr emotional bewertet wird. Dabei ist Sprache immer in Bewegung. Die Entwicklung der Schriftsprache ist sehr stark von den Kanzleisprachen geprägt, die am ehesten mit der heutigen – oft schwer verständlichen – Verwaltungssprache vergleichbar ist. Gesprochene Sprache unterliegt ständiger Veränderung. „Sprechen wie gedruckt“ ist heute nicht unbedingt mehr ein Kompliment. Das weiß jeder, der einmal einem abgelesenen Referat oder Vortrag zuhören musste. Was ist also dran an dem im öffentlichen Diskurs oft geäußerten Vorwurf, die Sprache der Dichter und Denker würde durch das Internet zunehmend verroht? Nichts, sagt Zeman. Zwar gebe es immer wieder Umfragen, in denen Menschen Angst vor einem Sprachverfall durch Messenger-Dienste und Emojis äußern. Dadurch würde die Fähigkeit zu komplexen Sätzen verloren gehen, heißt es oft. „Die Sprachwissenschaft geht aber nicht davon aus, dass neue Medien negative Einwirkungen auf unsere Sprache haben.“ Diese Haltung vertritt auch das Leibniz-Institut für Deutsche Sprache in Mannheim. „Es gibt nicht *die* Internetsprache“, verdeutlicht Zeman. Vielmehr müsse differenziert werden zwischen unterschiedlichen Formen computervermittelter Kommunikation. Und dabei müsse unterschieden werden, ob per E-Mail, einem Messenger-Dienst oder per Chat kommuniziert werde.



Gerade bei Letzterem geht es laut der Sprachwissenschaftlerin um schnelles Antworten, nicht um druckreifes Schreiben. „Der Text soll ja später nicht als Buch veröffentlicht werden“, sagt Zeman und lacht. Aber auch beim Chatten würden sich die Menschen den Kommunikationsbedingungen anpassen und mit Freunden anders schreiben als beispielsweise bei einem Bürgerchat mit Abgeordneten.

JUGENDLICHE BEHERRSCHEN „KIEZDEUTSCH“ UND HOCHDEUTSCH

Auch wenn viele Lehrerinnen und Lehrer oft anderes behaupten: Studien zeigen, dass gerade junge Menschen ein großes Bewusstsein dafür haben, wie sie sprechen sollen. Der Film „Fack ju Göthe“ hat sich aber wohl bei vielen Menschen tief ins Bewusstsein gegraben. Obwohl Jugendliche untereinander Kiezdeutsch oder Dialekt sprechen,

könnten sie in der entsprechenden Situation schnell umschalten, sagt Zeman. Sie würde sich aber wünschen, dass diese „Mehrspra-

chigkeit“ im Unterricht häufiger thematisiert würde. „Das ist wichtig, um erfolgreich zu kommunizieren.“ Die Grenzen zwischen den verschiedenen Codes sind dabei durchlässig. So hört man das häufig in geschriebenen Kurznachrichten verwendete „OMG“ für „Oh my god“ inzwischen auch im mündlichen Sprachgebrauch.

Eine große Bedeutung in der computervermittelten Kommunikation haben zudem Emojis. Statt „Viel Glück für Deine Prüfung“ zu schreiben, reicht jetzt beispielsweise ein Kleeblatt. Der Künstler Joe Hale hat sogar die ganze Geschichte von *Alice im Wunderland* in Emojis übersetzt. „Sie können verbale Sprache aber nicht ersetzen“, ist die Sprachwissenschaftlerin überzeugt. Emojis könnten jedoch emotiv-soziale Bedeutungen vermitteln, die in der Face-to-Face-Kommunikation oft durch Gestik, Mimik und Stimmmodulation ausgedrückt werden. So verwundert es nicht, wenn gerade Emojis mit emotiv-sozialen Funktionen am häufigsten verwendet werden: Laut Studien sind das die lachenden und traurigen Smileys, Herzen und die drei kleinen Affen. Emojis halten inzwischen auch in der Arbeitswelt Einzug. Zeman vermutet, dass dies mit der Tendenz zu mehr Informalität im Geschäftsleben, den flacheren Hierarchien und dem zunehmenden Duzen zusammenhängt.

Das Verb „boostern“ ist zum Anglizismus des Jahres 2021 gekürt worden. Was früher „geil“ war, ist heute „lit“. Dass wir viele englische Begriffe übernehmen, findet Zeman ganz natürlich. „Aus sprachwissenschaftlicher Sicht ist es völlig normal, Wörter aus anderen Sprachen zu übernehmen.“ Natürlich seien Begriffe wie „Chat“ mit der Ausweitung der computervermittelten Kommunikation in die Sprache gekommen. Aber Entlehnungen habe es grundsätzlich auch schon früher gegeben. Auch im Englischen wurden viele Wörter aus romanischen Sprachen übernommen. Sprache ist laut Zeman nichts, was man vor fremdsprachigen Wörtern schützen muss. ■ dl

ENERGIE

MIT NEUER



MÜNCHNER PHILHARMONIKER SPIELFELD KLASSIK

Montag 04.07.22 20 Uhr

UNI-KONZERT

LEONARD BERNSTEIN

Symphonie Nr. 2
»The Age of Anxiety«

JOHN ADAMS

»The Chairman Dances«

LEONARD BERNSTEIN

»West Side Story«
Symphonische Tänze

SANTTU-MATIAS ROUVALI

Dirigent

JEAN-YVES THIBAUDET

Klavier

Karten für
Studierende: 13 €

In Kooperation mit



In freundschaftlicher
Zusammenarbeit mit



ISARPHILHARMONIE
089 54 81 81 400

spiel-feld-klassik.de

Isarphilharmonie

PREIS „DEMOKRATIE STÄRKEN“

EHRENAMTS-OSKAR FÜR ZIVILCOURAGE

Der Ehrenamtspreis „Demokratie stärken“ gilt als wichtigste Auszeichnung für Engagement in Deutschland. Jetzt hat ihn ein Verein erhalten, dessen Workshop-Konzepte auch auf wissenschaftlichen Erkenntnissen der LMU basieren.

Die Jugendlichen sind gut drauf, in Feierlaune, die sie mit lauter Musik in ihrem Auto auf einem Behindertenparkplatz ausleben. Als ein beeinträchtigter Autofahrer sie bittet, den Platz freizumachen, erntet er Hohn und dumme Sprüche. Das kann Anna Esterhammer gar nicht leiden und interveniert umgehend – obwohl sie selbst durch eine Fußverletzung eingeschränkt und mit Krücken unterwegs ist: „Wenn ich so etwas sehe, muss ich einfach eingreifen. Das ist wie ein Impuls, dem ich folge“, sagt sie. Als ihre Aufforderung, die Parkbucht zu räumen, ebenfalls ins Leere geht, verleiht sie ihrer Forderung kurzerhand mit den Gehhilfen Nachdruck – die Jugendlichen entfernen sich. „Offenbar hat sie beeindruckt, als eine ältere Dame mit Krücken auf sie zugeht“, sagt sie und gibt zu, dass das von ihr vielleicht auch ein wenig unbesonnen war, schließlich wisse man ja im Vorfeld nicht, mit wem man es zu tun habe.



▲ Auch gruppenspezifische Übungen wie der „schwebende Stab“ gehören zum Trainingsprogramm von „Zivilcourage für Alle e.V.“

KLEINE SCHRITTE STATT HELDENTATEN

„Wichtig ist, dass man sich selbst möglichst keinem Risiko aussetzt, wenn man in einer kritischen Situation eingreifen möchte“, empfiehlt Robert „Bob“ Harst, Trainer bei „Zivilcourage für Alle e.V.“. Er und seine Kolleginnen und Kollegen wollen vielmehr Handlungsstrategien vermitteln, wie man sich am besten verhält, möglichst ohne sich und andere zu gefährden. Das Motto des Vereins: Kleine Schritte statt Heldentaten – eine Haltung, die sich auch zunehmend in der Allgemeinheit durchsetzt: „Bis vor einigen Jahren wurden renommierte Preise für Zivilcourage vornehmlich an Personen verliehen, die sich sozusagen direkt ins Getümmel gestürzt haben“, sagt Harst. Das ändere sich gerade: Solche Ehrungen gingen jetzt vor allem an Menschen, die zum Beispiel einen Täter verfolgen, indem sie laufende Positionsmeldungen mit dem Handy abgeben, aber eben nicht direkt eingreifen.

Für seine Arbeit, die erfolgreichen Workshops und Kurse rund um das Thema Zivilcourage, ist der Verein nun selbst ausgezeichnet worden. Anfang Dezember konnte er den Deutschen Engagementpreis 2021 in der Kategorie „Demokratie stärken“ entgegennehmen. „Das ist der Oskar für das Ehrenamt, es gibt hierzulande nichts Höheres“, freut sich Susanne Singer, Geschäftsführerin des Vereins. „Das wird unsere Sichtbarkeit enorm stärken, was für unsere Arbeit natürlich wunderbar ist.“ Auch Anna Esterhammer wurde durch die Berichterstattung über den Preis in der *Süddeutschen Zeitung* auf „Zivilcourage für Alle e.V.“ aufmerksam: „Ich habe mich sofort für ein Seminar angemeldet“, sagt sie. Der Grund: „Wenn ich in einer Situation eingreife, möchte ich dies zukünftig auf Basis von solidem Wissen über meine Möglichkeiten tun.“

WISSENSCHAFTLICHE FUNDIERUNG

Erarbeitet wurden die Strategien und Möglichkeiten, die in den Kursen des Vereins vermittelt werden, schon vor rund 15 Jahren am Lehrstuhl für Sozialpsychologie der LMU. Professor Dieter Frey, zu dieser Zeit Inhaber des Lehrstuhls, erinnert sich: „Wir hatten ein mehrjähriges DFG-Projekt über Zivilcourage und in diesem Rahmen wurden viele Diplomarbeiten, später Masterarbeiten und Dissertationen angefertigt, die sich mit unterschiedlichen Facetten von Zivilcourage beschäftigten.“

Viele der heutigen Workshops und der theoretischen Vorarbeiten hätten, so Frey, frühere Mitarbeitende, Doktoranden und Habilitanden aufgebaut und adaptiert. Die Weiterentwicklung der Workshops sei sowohl in Kooperation mit den Mitgliedern des Lehrstuhls durchgeführt worden, aber zunehmend auch in Eigenregie des Vereins.



„Bis zum heutigen Tag sind die Verbindungen zum Verein sehr intensiv, weil wir immer einen Austausch über neue wissenschaftliche Forschungen, aber auch über praktische Erfahrungen haben“, so der Sozialpsychologe – selbst Ehrenmitglied des Münchner Vereins, der in Brunnthal seine Postanschrift hat. „Dieter Frey unterstützt uns, wo immer er kann“, bestätigt auch Susanne Singer.

Und das ist notwendig, denn die Arbeit solcher Initiativen wird immer wichtiger. Gerade durch die Pandemie, erklärt Dieter Frey, sähen die Menschen durch einen zunehmenden Kontrollverlust ihre Zukunft gefährdet. „Viele erleben die Einschränkungen als Restriktionen ihrer eigenen Freiheit und solidarisieren sich über soziale Netzwerke – teilweise mit eindeutig demokratiefeindlicher Ausrichtung“, sagt Dieter Frey. „Hier ist ganz wichtig, dass Menschen als Akteure dieses Verhalten beobachten und widersprechen, überzeugen, argumentieren und dabei vor allem sachlich bleiben – möglichst aber nicht alleine. Wie man das konkret macht, lernen die Teilnehmenden in den Übungen, die der Verein Zivilcourage, aber auch wir am Center for Leadership and People Management der LMU anbieten.“

SICH EMPÖREN, WENN MENSCHENWÜRDE VERLETZT WIRD

„Wir vermitteln in unseren Workshops zunächst theoretische Grundlagen“, erklärt Bob Harst. Simulationen von Übergriffen im öffentlichen Nahverkehr oder von fremdenfeindlichen Auswüchsen an einem Wirtshausstammtisch sowie der Umgang damit runden das Programm ab.

Auch häusliche Gewalt, die im Zuge der sozialen Isolation deutlich zugenommen hat, war ein Thema des Workshops: Soll man eingreifen, wenn ein Kind schreit? Wann soll man handeln eingedenk der Tatsache, dass sich so etwas nicht im öffentlichen Raum abspielt, sondern in einer Sphäre geschützter Privatheit?

▲ Die „Stopp-Übung“ ist ein wichtiger Bestandteil der Workshops von „Zivilcourage für Alle e.V.“

All diese realen oder simulierten Situationen haben eines gemeinsam: Es gibt Leute, die couragiert eingreifen. Was ist aber, wenn jemand nicht den Mut fassen kann? Professor Dieter Frey: „Es gibt die drei Klassiker, nämlich Angst, Verantwortungsdiffusion im Sinne von ‚Warum gerade ich?‘ und pluralistische Ignoranz, nach dem Motto ‚Wenn niemand was macht, dann kann es nicht so schlimm sein‘. Wichtig ist, ähnlich wie bei Erster Hilfe, dass die Leute zunächst mal Wissen vermittelt bekommen in den Kursen, wie man sich verhalten soll, etwa bei ausländerfeindlichen Parolen oder bei antisemitischem Verhalten. Das heißt, man muss eine Sensitivität entwickeln für solche Situationen, dann aber auch in Rollenspielen lernen, was man sagt, wie man es sagt. Die Hoffnung ist, dass durch dieses Wissen auch das Bewusstsein steigt, dass man einschreiten muss.“ Dies sei, so Frey, vor allem bei Menschen bedeutsam, die einen Wertekompass haben und sich, wenn Menschenwürde verletzt wird, empören. Das habe viel mit Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeit zu tun.

Genau dies zu vermitteln, hat sich „Zivilcourage für Alle e.V.“ auf die Fahnen geschrieben. Und dabei braucht das Team noch mehr Unterstützung. „Toll wäre es natürlich auch, wenn sich Studierende in der Vereinsarbeit engagieren würden“, sagt Susanne Singer. „Sie können aktiv mitarbeiten und mit entsprechender Qualifizierung auch selbst Trainings leiten.“ Schließlich käme dieses Engagement nicht nur der Zivilcourage zugute – sondern auch der Bewerbungsmappe. ■ cg

ARCHÄOLOGIN MARIA RÜEGG ERFORSCHT RÖMISCHE TOILETTENSITTEN SIT-IN IN DER PRACHTLATRINE

Der Gang auf die Toilette ist ein elementares menschliches Bedürfnis, aber recht viel mehr will man gemeinhin gar nicht wissen. Auch in der Wissenschaft war das lange so. Zu denen, die sich intensiver damit beschäftigen, gehört Maria Rüegg, Lehrbeauftragte am Institut für Klassische Archäologie der LMU. Sie hat sich im Rahmen ihres Studiums der Archäologie und Kunstgeschichte unter anderem eingehend mit „Prachtlatrinen“ aus der Römerzeit befasst.

Für Touristen sind sie sehr schön anzusehen und ein ausgefallener Hintergrund für Selfies: die öffentlichen Toiletten der Römerzeit, die in vielen Reiseprospekten und auf Bildern zu finden sind. Maria Rüegg war von ihnen ebenfalls begeistert – aber aus wissenschaftlichem Interesse: Im Rahmen ihres Studiums der Archäologie befasste sich die 27-Jährige mit der „urbanistischen Verortung“ öffentlicher Bauten der Römerzeit, mit Häusern, Straßen, Heiligtümern und sanitären Anlagen, wo diese im städtischen Gefüge zu finden sind und wie sie miteinander in Beziehung stehen. Und hier stieß sie auf die öffentlichen Toiletten – oder Latrinen. Sie wurden an Straßen, auf Plätzen oder in Thermen gebaut, als offene Räume mit 20, 30 oder sogar 60 Sitzen, häufig mit Marmor ausgeschmückt und gut durchlüftet. „Prachtlatrinen“ eben. „Das fand ich so interessant“, sagt die Lehrbeauftragte, „dass ich meine Bachelorarbeit darüberschreiben wollte.“

„Ihre Hochzeit hatten diese Toiletten im zweiten Jahrhundert nach Christus“, erzählt sie. „Sie standen in vielen römischen Städten, zum Beispiel in Ostia, der Hafenstadt des antiken Rom. Es gab sie in anderen Gebieten wie im römisch besiedelten Nordafrika, Griechenland und dem heutigen Süddeutschland.“ Für ihre Bachelorarbeit griff die Lehrbeauftragte drei Latrinen heraus, eine in Ostia und zwei an der türkischen Westküste, in Ephesos und Pergamon.

Was besonders auffällt und für heutige Betrachtende ungewohnt ist: Die Sitze waren eng beieinander und hatten keinen Sichtschutz, von wegen stilles Örtchen. Für Rüegg „ein Hinweis darauf, dass die Menschen damals mit dem Stuhlgang weniger schambehaftet umgingen. Man sah und wurde gesehen und konnte miteinander reden.“ Möglicherweise haben sich Leute sogar dort verabredet, um sich zu unterhalten, oder es



◀ Napoleon nahm die Toilettenstühle als Kriegsbeute von Rom mit nach Frankreich. Einer davon ist immer noch im Louvre zu sehen.

einfach dem Zufall überlassen, wen man trifft. Unbefangener Umgang mit Exkrementen: War es in Mitteleuropa noch lange so, dass in Städten Nachttöpfe ungeniert auf der Straße geleert wurden, es in Schlössern wie Versailles keine Toiletten gab und auch der König sich mehr oder weniger öffentlich erleichterte? „Nun ja“, entgegnet Maria Rüegg, „in der Antike war auch nicht alles ganz so sauber. Den Nachttopf auf die Straße oder gar aus dem Fenster auf die Köpfe von Vorbeikommenden zu leeren, gab es auch da.“ Im Grunde konnte aber fast jeder auf die öffentliche Latrine gehen, fügt sie hinzu, doch es sei noch nicht ganz geklärt, ob es da soziale Unterschiede gab. „Doch eine gewisse Trennung ist anzunehmen, sodass nicht direkt Senator neben Sklave saß – aber das hing sicher auch von Zeit und Ort ab.“

DIE TOILETTE ALS THRON

Nach dem Untergang des Römischen Reiches seien die meisten Latrinen verfallen oder verschüttet und bei Ausgrabungen vor allem ab dem 19. Jahrhundert wiederentdeckt und allmählich restauriert worden. „Genauer befasst hat man sich damit aber erst in den letzten Jahrzehnten. Es wird weiter geforscht, denn es ist ja interessant, wie die Menschen damit umgingen, wie das Wasser für die Latrinen hergeschafft und wieder entsorgt wurde.“ Die-

se Forschung finde meist in archäologischen Parks bei den antiken Stätten wie in Ostia bei Rom statt.

Maria Rüegg stieß auch noch auf eine andere römische Hinterlassenschaft mit spannender Geschichte: zwei wunderschöne identische Toiletenthronen aus rotem Marmor. „Ursprünglich wurden sie auch als solche benutzt“ erläutert sie. „Jemand setzte sich drauf, und die Fäkalien landeten entweder direkt in der Kanalisation oder in einem untergeschobenen Nachttopf.“ Allerdings konzentrierte sie sich in dieser Abschlussarbeit in der Kunstgeschichte nicht auf ihre Funktion in der Antike, sondern auf die Frage, wie sie später auf ganz andere Weise genutzt wurden.

Ursprünglich hätten die beiden Exemplare wohl in einer Stadtvilla der römischen Elite gestanden, seien aber im 11. Jahrhundert im Lateranpalast aufgetaucht, dem hauptsächlichen Wohnsitz des Papstes. Die neugewählten Oberhäupter der katholischen Kirche seien jeweils hier gekrönt worden. Es sei, betont die Studentin, nicht so gewesen, dass der Papst praktisch auf einem Nachttuhl residierte. „Der Prachtstuhl diene ausschließlich als Thron. Es kam möglicherweise ein Kissen darauf, das Loch war verdeckt und verlor seine ursprüng-

liche Bedeutung. Wenn der Papst in vollem Ornat darauf saß, war die alte Funktion überhaupt nicht mehr zu erkennen.“

Doch sie wurden auch auf ganz andere Weise genutzt: „Im 13. Jahrhundert kam der Mythos der Päpstin auf, und damit wird der Thron in anderer Hinsicht interessant“, schildert Rüegg. „Vor allem in papstkritischen Kreisen wurde kolportiert, der Stuhl werde genutzt, um heimlich das Geschlecht des neugewählten Pontifex zu überprüfen.“ Dafür sei diesem Mythos zufolge wieder das Loch ins Spiel gekommen. Es habe dem neu gewählten Papst erspart, sich ganz entblößen zu müssen. „Laut dem Mythos setzte er sich hinter auf den Stuhl, und ein Angestellter griff von unten rein, um zu ertasten, ob da etwas sei. Und wenn da etwas war, rief er aus: ‚Habet testiculos duos et benependentes‘...(Er hat zwei Hoden und sie hängen schön‘), worauf der Klerus ‚Deo gratias‘ antwortete.“ Damit sei der Klerus vollauf zufrieden gewesen und habe den Papst krönen können.

Nach Einschätzung der Studentin wurde der Ritus vermutlich nie durchgeführt. Aber er sei ein Mittel der Kritiker gewesen, das Oberhaupt der Kirche lächerlich zu machen und es zugleich zu diffamieren: Wie könne der Papst unfehlbar sein, wenn es eine Päpstin gegeben habe? Diese Zeremonie habe sich immerhin, „vermutlich, weil sie so lustig und absurd wirkt, bis heute in der Popkultur erhalten, beispielsweise in der Serie ‚Die Borgias‘ oder im Nachwort zum Roman *Die Päpstin* von Donna Woolfolk Cross“.

TOILETTENSTUHL ALS KRIEGSBEUTE

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurden die Throne im Lateranpalast nicht mehr benutzt und kamen 1777 in das vatikanische Museo Pio Clementino. „Von einer kirchlichen Nutzung war da nicht mehr die Rede, von der früheren Funktion als Toilettenstuhl erst recht nicht, sie galten einfach als antike musealisierte Kaiserthronen“, sagt Maria Rüegg. Napoleon habe sie während der sechsjährigen französischen Herrschaft in Rom bei einem Streifzug durch die Museen entdeckt und einen ebenso wie viele andere wertvolle Antiquitäten 1814 als Kriegsbeute mit nach Paris genommen.

Im Louvre ist nun einer der beiden immer noch zu sehen, auf dessen Geschichte und Funktion wird aber nicht so genau eingegangen. „Aber genau diesen Wandel in der Bedeutung wollte ich mit meiner Arbeit deutlich machen“, betont die Studentin.

Die Forschung hatte diesen Wandel vor allem in Bezug auf den im Vatikanmuseum verbliebenen Stuhl lange verschwiegen. „Sie zog bis ins 20. Jahrhundert hinein weniger anrühige Interpretationen vor, bezeichnete sie als Throne, Bade- oder Gebärstühle, nur nicht als Toilettenstühle.“ Das liege nach Meinung der Autorin „nicht zwingend an einem unausgereiften Forschungsstand, sondern auch an einer fehlenden Bereitschaft, profane und mit Scham besetzte Themenfelder wie den Stuhlgang zu bearbeiten. Die Forschung ist eben auch durch gesellschaftliche Normen stark geprägt.“ Gut für die Wissenschaft, dass Maria Rüegg solche Scheu nicht kennt. ■ fue



KÜNSTLICHE INTELLIGENZ IN DER MEDIZINISCHEN LEHRE

„KI HEISST NICHT NUR KONTRAINDIKATION“



Neuronale Netze? Machine Learning? Overfitting? Medizinstudierende wollen sich auf die Zukunft vorbereiten. Bisher steht das Thema Künstliche Intelligenz aber noch nicht explizit auf dem Lehrplan. Mit Unterstützung der LMU helfen Tim Wiegand und sein Team von LMU AIM daher anderen Kommilitoninnen und Kommilitonen, Menschen mithilfe von Künstlicher Intelligenz zukünftig besser zu behandeln.

Die Nachfrage nach Radiologinnen und Radiologen hat sich in den letzten zehn Jahren nahezu verdoppelt, die Anzahl ist aber fast gleichgeblieben. Das bedeutet, dass für die Untersuchung immer weniger Zeit bleibt. Das Problem: Je größer der Druck, desto mehr Fehler passieren. Zusätzlich sind die Untersuchungen viel komplexer geworden. Bei einer modernen Magnetresonanztomografie (MRT) erhält das medizinische Fachpersonal zum Beispiel 2.000 hochaufgelöste Einzelbilder der erkrankten Person. „Gerade die Radiologie ist ein Bereich in der Medizin, in dem Künstliche Intelligenz helfen kann“, ist Tim Wiegand überzeugt. Der 23-jährige Humanmedizinstudent an der LMU, der sich gerade im klinischen Abschnitt befindet, setzt sich daher mit seinem siebenköpfigen Team von LMU AIM (Künstliche Intelligenz in der Medizin) ehrenamtlich dafür ein, den Kommilitoninnen und Kommilitonen KI näherzubringen und das Thema langfristig in der Lehre zu integrieren. „KI heißt nicht nur Kontraindikation“, sagt er und lacht.

GROSSES POTENZIAL FÜR KI IN DER MEDIZIN

Begonnen hat alles vor knapp eineinhalb Jahren, als Wiegand und vier andere LMU-Studierende an einem KI-Sommercamp der Global Alliance of Medical Excellence (GAME) teilgenommen haben. Das internationale Netzwerk, an dem auch die LMU beteiligt ist, setzt sich dafür ein, eine globale interdisziplinäre Forschung mit innovativen Ansätzen in der medizinischen Lehre auf den Weg zu bringen. Ursprünglich sollte das Event über wenige Tage in Bologna stattfinden, durch Corona wurde ein Online-Seminar daraus – das dafür fast zwei Monate dauerte. „Dadurch haben wir viel mehr über KI in der Medizin gelernt als ursprünglich geplant“, erinnert sich Wiegand. „Eines der wenigen positiven Dinge an Corona.“ Anschließend tauschten sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus aller Welt in einer WhatsApp-Gruppe aus, wie sie KI an ihren Universitäten stärker in die Lehre integrieren können.

Die Potenziale für KI in der Medizin sind groß. Sie kann Sprache verarbeiten, also zum Beispiel Arztbriefe automatisieren oder die Anamnesegespräche aufnehmen und in die elektronische Gesundheitsakte integrieren. Auch kann KI Blutausschnitte auf Blutkrebs oder andere Auffälligkeiten analysieren, sagt Wiegand. „Man kann auch wunderbar Daten verarbeiten, die kontinuierlich messbar sind, beispielsweise bei der Parkinson-Erkrankung.“ Mit Sensoren in Smartwatches ließen sich Bewegungsprofile erstellen, die deutlich mehr über Patientinnen und Patienten verraten als vereinzelte Untersuchungen oder Fragebögen. In der Radiologie kann KI Anomalien in medizinischen Bild-

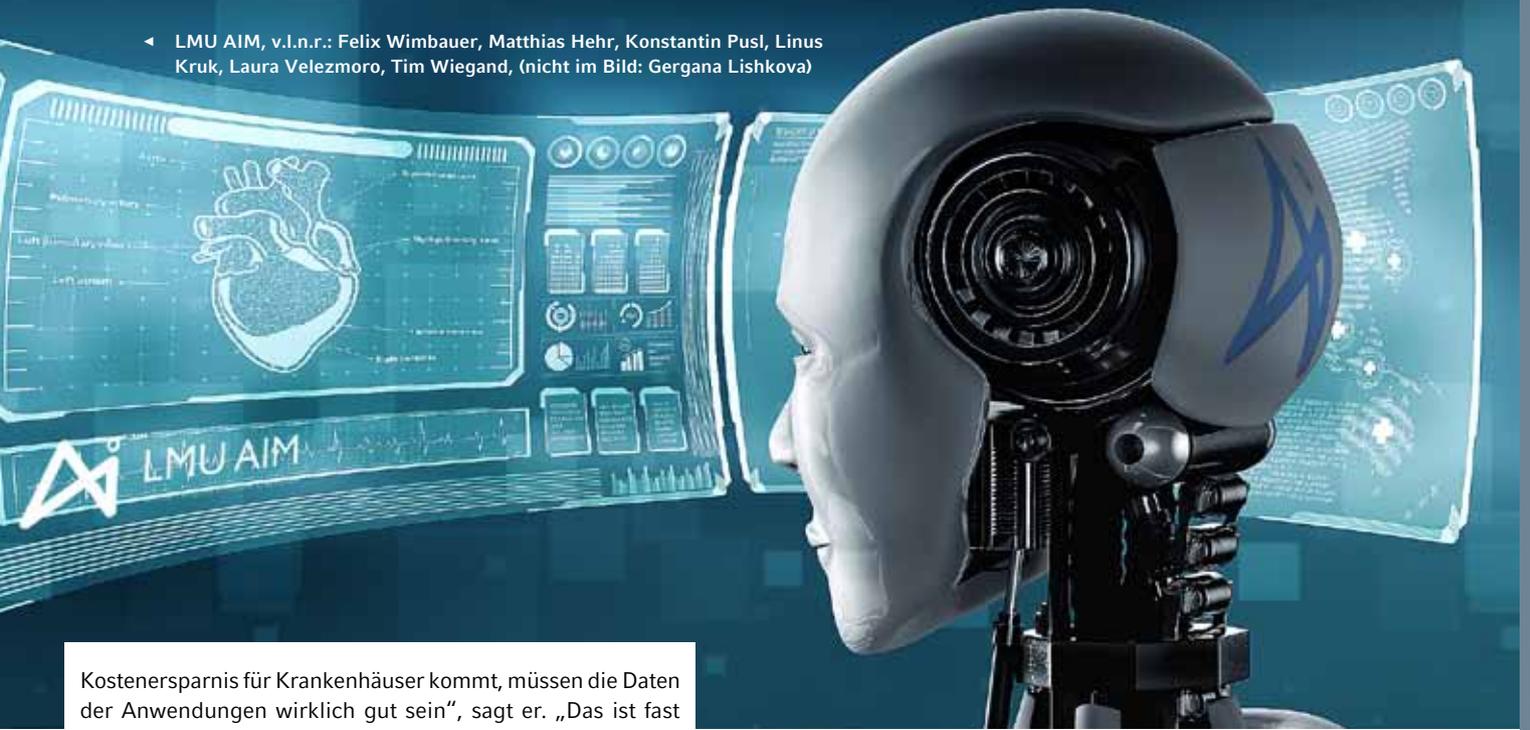
daten entdecken. Diese werden dann der behandelnden Person für eine schnellere, objektivere und sicherere Diagnose zurückgemeldet. Die Software *deepc* des LMU-Alumnus Franz Pfister, der mit LMU AIM zusammenarbeitet, untersucht beispielsweise Bilddaten der Scannergeräte in Krankenhäusern auf Auffälligkeiten.

Warum KI dennoch bisher kaum im Lehrplan der Medizin verankert ist? Alles hoffentlich nur eine Frage der Zeit, sagt Wiegand. „Ich bin vor fünf Jahren bei einem Forschungspraktikum in den USA mit dem Thema in Berührung gekommen“, erinnert er sich. Leider sei die Fachliteratur wegen der vielen mathematischen Formeln vor allem für Informatikstudierende ausgelegt gewesen. „Ohne Vorkenntnisse braucht es viel Zeit, sich einzuarbeiten.“ Wiegand geht davon aus, dass KI in den nächsten Jahren in jeden medizinischen Fachbereich Einzug findet. Deswegen sei es unerlässlich, dass sich jeder Studierende damit beschäftigt. LMU AIM erwartet nicht, dass jeder zum Programmierer wird. „Dafür gibt es entsprechende Fachleute. Aber wir Medizinerinnen und Mediziner müssen grundlegende Konzepte und Anwendungen verstehen und hinterfragen können, um KI zum Wohl unserer Patientinnen und Patienten anwenden zu können“, erläutert Wiegand. Daher veranstalten die Organisatoren Seminare und Vorlesungen, in denen alle Interessierten auch ohne Vorkenntnisse zum Beispiel einfache mathematische Modelle oder die Programmierung von neuronalen Netzen erklärt bekommen.

MEHR ALS EIN KURZLEBIGER HYPE

Zusätzlich organisiert LMU AIM mit Unterstützung des Dekanats der Medizinischen Fakultät regelmäßig Veranstaltungen darüber, wie KI in der Praxis angewendet wird und welche Start-ups es gibt. Dabei erklären ehemalige Studierende, wie sie mit ihren Ideen zum Thema zu Gründerinnen und Gründern wurden. Im November letzten Jahres gab es außerdem ein Symposium mit rund 300 Teilnehmerinnen und Teilnehmern, das sogar im *Ärztblatt* und im *Handelsblatt* beworben wurde. Da es wegen Corona hybrid stattfand, konnten sich auch Interessierte aus aller Welt einklinken. Die Organisation sei nicht ganz einfach gewesen, erinnert sich Wiegand und lacht. „Wir saßen mit sieben Computer-Monitoren da, um das zu managen.“ Zuerst wurden KI-Anwendungen aus der Medizin vorgestellt, anschließend wurde über ethische und wirtschaftliche Fragen diskutiert und zum Schluss präsentierten Start-ups ihre Ideen.

Aktuell gibt es laut Wiegand aus datenschutzrechtlicher Sicht viele Hürden, die jedoch nicht unüberwindbar seien. „Damit es zu einer



Kostensparnis für Krankenhäuser kommt, müssen die Daten der Anwendungen wirklich gut sein“, sagt er. „Das ist fast noch wichtiger als der Algorithmus selbst.“ Jedoch sei auch entscheidend, die Algorithmen noch besser zu verstehen – insbesondere, wie sie Entscheidungen treffen. Das ist gar nicht so einfach und wird mittlerweile unter dem Begriff „explainable AI“ zusammengefasst. Damit künftige Ärztinnen und Ärzte KI in der Medizin adäquat nutzen und auch weiterentwickeln können, möchten Wiegand und sein Team die nötigen Informationen bereits während des Studiums vermitteln. Das Thema KI gebe es immerhin schon seit den 70er-Jahren. „Natürlich gibt es in der medizinischen Praxis auch viele

andere wichtige Themen“, erklärt Wiegand. „Aber KI beziehungsweise Machine Learning, Deep Learning oder die Auswertung größerer Daten sollte in Zukunft dennoch verstärkt in der Lehre vorkommen.“ Egal ob Wahlpflichtfach, Seminar oder Hackathon: „Wir möchten bei LMU AIM viele verschiedene Formate ausprobieren, um Studierende für KI zu begeistern und die besten Lehrmethoden zu finden“, sagt Wiegand. Die Unterstützung der LMU und das Interesse der Studierenden machen es möglich. ■ dl



Wir sind **neu**. Wir sind **anders**. Wir wollen die Art des Zusammenarbeitens neu denken und zeigen, dass es besser geht. Als Beratungsboutique übernehmen wir Verantwortung für komplexe Transformation bei unseren Kunden und stellen Menschen dabei immer in den Mittelpunkt. Wir wollen etwas Bleibendes erschaffen.

Wir sind **Vindelici Advisors**.

FIND OUT MORE.

www.vindelici.com





ALUMNI: KABARETTISTIN CLAUDIA PICHLER

„LUSTIGE FRAUEN WERDEN UNTERSCHÄTZT“

Dr. Claudia Pichler ist „ned blöd ... für a Frau“. So hieß ihr erstes Bühnenprogramm. Inzwischen ist die 36-Jährige regelmäßig bei der Grünwald Freitagscomedy im Bayerischen Rundfunk zu sehen. Die LMU-Alumna hat ihre Doktorarbeit über den Kabarettisten Gerhard Polt geschrieben und gilt seitdem wahlweise als „POLTologin“ oder „Frau Dr. Polt“. Im Interview erklärt sie, warum Punkmusik und bayerische Traditionen gut zusammenpassen.

MUM: Frau Dr. Pichler, Sie sagen „einen Mann braucht man eigentlich nur zum Tatort schauen“. Was haben Sie gegen Männer?

Dr. Claudia Pichler: (lacht) Das Zitat ist nicht von mir, das wurde nur über mich geschrieben. Die Aussage spielt auf ein Lied an und ist natürlich nicht ganz ernst gemeint. Aber es geht schon in die richtige Richtung. Viele Männer überschätzen sich und unterschätzen Frauen. Ich habe studiert und promoviert, aber trotzdem immer das Gefühl, anderen etwas beweisen zu müssen. Gerade wenn Frauen etwas zurückhaltender sind, werden sie gerne übersehen. Das hat manchmal Vorteile, aber grundsätzlich nervt es.

MUM: In Ihrem Programm sind Sie zerrissen zwischen bayerischer Tradition und Moderne, Dialekt und Hochdeutsch, Stadt und Land, den Ärzten und der Biermösl Blosn. Warum fällt Ihnen die Entscheidung so schwer?

Pichler: Ich bin froh, mich nicht entscheiden zu müssen. Aber das Thema begleitet mich schon lange. Als Jugendliche habe ich mit Freunden Hochdeutsch und daheim Bairisch gesprochen. Das waren zwei Welten, die mir lange unvereinbar vorkamen. Ich mag das Traditionelle, aber das gwappelte „Mia san mia“ ist mir sehr fremd. Aber inzwischen habe ich eine gute Mischung gefunden. Gerhard Polt ist auch zusammen mit den Toten Hosen aufgetreten, das geht gut.

MUM: Konnten Sie sich beim Studium auch nicht entscheiden? Sie haben an der LMU Neuere Deutsche Literatur, Psychologie und Politik studiert – ein weites Feld.

Pichler: Nach der Schule hatte ich im Gegensatz zu anderen kein klares Berufsziel. Erst wollte ich Brauerin werden und habe zwei Semester in Weihenstephan studiert. Dann habe ich mich für das Magisterstudium an der LMU entschieden, weil ich die Fächervielfalt schön fand. Was ich damit

machen will, wusste ich aber auch damals noch nicht. Ich wollte mich einfach mit Dingen befassen, die mir Spaß machen. Manchmal kommt man auch über Umwege ans Ziel.

MUM: Hat Ihr Politikstudium Ihr Programm beeinflusst? Darin geht es ja zum Beispiel auch um die Einkommensunterschiede von Männern und Frauen.

Pichler: Ja. Politik finde ich nach wie vor spannend. Auch meine Dissertation über Gerhard Polt hat mir geholfen, die Politik im Blick zu behalten. Ich mache auf der Bühne aber kein politisches Kabarett. Viele gesellschaftliche Themen sind allerdings auch im Kleinen Politik.

MUM: Ihr Volontariat beim Schweizer „Kein & Aber“-Verlag hat Ihr Leben entscheidend geprägt.

Pichler: Definitiv – auf unterschiedlichste Weise. Ich wollte damals raus aus München und der Kein & Aber-Verlag in Zürich schien wie für mich geschaffen zu sein. Da Gerhard Polts Werke schon lange in diesem Verlag erscheinen, durfte ich gleich mit ihm arbeiten. Das war eine Ehrung und Herausforderung. Die Zusammenarbeit hat mich ihm als bairisch sprechende Volontärin sehr nah gebracht.

MUM: 2017 haben Sie an der LMU über „Fremdheit bei Gerhard Polt“ promoviert. Wie kam es dazu?

Pichler: Gerhard Polt ist während meines Volontariats 70 Jahre alt geworden. Entsprechend war der Verlag auf seine Werke fokussiert. Ich durfte damals seine Werkausgabe mit zehn Bänden betreuen und habe jeden Text von ihm gelesen. Ich kannte schon viel, aber danach hatte ich das Gefühl, ich kenne seine Werke besser als er (lacht). Zurück in München dachte ich dann, diese Kenntnis muss ich nutzen.

MUM: War viel Zeit nötig, um seinen Humor wissenschaftlich zu bearbeiten?

Pichler: Ich fand es schon schwierig. Sich der Komik zu nähern ist schwieriger als beispielsweise einem tragischen Stoff. Humor ist nicht leicht zu fassen, geschweige denn zu erklären und ergründen. Aber es hat sehr viel Spaß gemacht, sich mit seinen Werken zu beschäftigen – das mache ich bis heute.

MUM: Zuagroaste können mit Gerhard Polts Humor am Anfang oft nichts anfangen. Woran liegt das?

Pichler: Das kann gut sein. Man muss hier aufgewachsen sein, um die Typen zu verstehen, die er auf die Bühne bringt. Gerhard Polt hat eine wahnsinnig gute Auffassungsgabe und kann extrem präzise Verhaltensweisen imitieren. Wenn man in Bayern verwurzelt ist, kommen einem viele Dinge bekannt vor.

MUM: Sie haben Ihre Arbeit unter dem Titel „Gerhard Polt und die anderen“ als Buch herausgebracht, eine „Doktorarbeit für alle“.

Pichler: Ja, die Doktorarbeit musste ich ja ohnehin veröffentlichen. Der Stoff ist für viele Menschen unterhaltsam, auch ohne sich zuerst in unzählige Theorien einzulesen. Das Buch habe ich dann ein bisschen erzählerischer gestaltet und die Fußnoten eliminiert. Es ist schade, dass viele Doktorarbeiten nur einem kleinen Zirkel zugänglich sind.

MUM: Wie wurden Sie zur „Fachfrau für bairische Sprache und bayerische Kultur“ in der Grünwald Freitagcomedy im Bayerischen Rundfunk?

Pichler: Das war reiner Zufall. Ich war in München bei der Dieter-Hildebrandt-Preisverleihung an Andreas Rebers, um dort zu moderieren. Da waren auch die Redakteure der Grünwald Freitagcomedy da. So sind wir ins Gespräch gekommen. Die „Fachfrau“ zu sein ist wirklich eine schöne Rolle.

MUM: Seit Herbst 2019 gibt es jede Woche Ihren Interview-Podcast „Aufschnappt“ mit prominenten bayerischen Gästen aus

Kunst, Musik, Sport, Politik und Journalismus. Das klingt nach viel Arbeit, für die es kein Geld gibt.

Pichler: Am Anfang stand das technische Interesse. Ich hatte auch mal überlegt, als Radiomoderatorin zu arbeiten. Selber Sendungen zu produzieren ist toll und mein großes Netzwerk hilft mir dabei. Es ist schön, dauerhaft mit Menschen im Gespräch zu bleiben, und wir bekommen auch regelmäßig viele Zuschriften. Als Bühnenkünstlerin muss man sichtbar bleiben und das fällt mir mit einem Podcast leichter als beispielsweise über Social Media.

MUM: Zusätzlich gibt es noch gemeinsam mit Kabarettistin Franziska Wanninger den Podcast „Ladies first“. Warum auch noch diesen?

Pichler: (lacht) Wenn ich als Kabarettistin zu Mixed Shows eingeladen werde, bin ich bei fünf Künstlern oft die einzige Frau. Dabei gibt es so viele humorvolle Frauen in Deutschland. Daher habe ich mit Franziska Wanninger beschlossen, uns Frauen gegenseitig vorzustellen. Dabei lernen wir uns auch untereinander besser kennen.

MUM: Ihre Kolumne „Pichler auf Tour“ in der bayerischen Zeitschrift MUH startete ausgerechnet zu Beginn von Corona. Wie haben Sie die letzten zwei Pandemiejahre erlebt?

Pichler: Es war eine schwierige Zeit. Am Anfang hatte ich Existenzängste, weil auf einmal der volle Tourplan weggebrochen ist. Natürlich wird man erfinderisch, um sich selbst zu helfen. Problematisch war aber, dass man gar nicht wusste, wie lange diese Situation noch anhält. Ich habe gelernt, flexibel zu sein. Wenn Auftritte erlaubt sind, spiele ich, soviel ich kann, und nehme mit, was geht.

MUM: Zu Beginn des Jahres waren Auftritte erlaubt, trotzdem wurden Ihre Termine teilweise auf 2023 verschoben. Warum?

Pichler: Zuerst war bei Kulturbühnen nur eine Auslastung von 25 Prozent, später von 50 Prozent erlaubt. Das rentiert sich für die Bühnen nicht. Außerdem waren viele Leute verunsichert. Das Publikum musste geimpft oder genesen und zusätzlich getestet sein. Hinzu kam die Maskenpflicht, Kontaktdaten mussten angegeben werden und zwischen den Stühlen waren immer eineinhalb Meter Abstand einzuhalten. Ich kann verstehen, wenn Menschen unter diesen Bedingungen lieber auf den Sommer warten.

MUM: Steht die Wirtshauskultur in Bayern über der echten Kultur?

Pichler: Ich glaube schon. Es war wirklich absurd, wie die Kultur gegängelt und teilweise unmöglich gemacht wurde. Beim Wirtshaus hat man die Notwendigkeit zu Einschränkungen nicht gesehen, aber das ist nur ein Beispiel von vielen. Viele Maßnahmen für Kulturschaffende waren unlogisch. Die Kultur wurde bei Lockerungen ganz zuletzt berücksichtigt – wenn überhaupt. Die fehlende Wertschätzung und die Unkenntnis über die vielfältige Kulturszene in Bayern haben mich sehr verwundert.

MUM: In Bayern gibt es 650 verschiedene Mundarten. Wie viele davon sprechen Sie als Dialektkünstlerin?

Pichler: Nur meinen, das ist dann wohl die 651. Variante. (lacht). Mein Dialekt hat sich aus vielen Gesprächen mit Menschen aus ganz Bayern entwickelt. Es ist kurios, wie viele Leute nach meinen Fernsehauftritten im Netz darüber diskutieren, ob ich richtiges Bairisch spreche. Dafür gibt es doch keine Definition. Es ist gerade das Schöne, dass sich eine Sprache frei entwickelt.

MUM: Was ist Ihr liebstes Schimpfwort?

Pichler: „Bleede Amsel“ rutscht mir manchmal raus, wenn sich jemand anstellt. Das ist aber nicht richtig geschimpft. Manchmal muss es auch die „Schoaßblodern“ sein. Aber das ist zum Glück nichts, was ich im Alltag oft brauche. (lacht)

■ Interview: dl



▲ Prof. Dr. Jan Heilmann

Evangelisch-Theologische Fakultät

Prof. Dr. Jan Heilmann

Frühchristliche Texte wurden in Gottesdiensten laut vorgelesen. Eine andere Rezeptionsweise ist gar nicht möglich, da sie im Altgriechischen üblicherweise, und anders als wir es heute gewöhnt sind, ohne Wortzwischenräume abgefasst wurden. Dieses Postulat der frühen Altertumswissenschaften zum lauten Vorlesen hat sich lange gehalten und war immer wieder Gegenstand von Diskussionen, in denen es um Lesegewohnheiten in der Antike ging. Dieses Postulat hat aber einen Haken: „Texte des Neuen Testaments wie das Johannesevangelium oder das Markusevangelium sind zwar in ihrer Sprache leicht zu erfassen, aber theologisch anspruchsvoll, und ihre narrative Struktur ist reich an Querverweisen. In einem Vorlese-Kontext können sie gar nicht in ihrer Tiefe erfasst werden“, weiß Jan Heilmann, seit Mai 2021 Professor für Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der LMU. Daraus folgert er, dass entweder die exegetischen Methoden anachronistische Zugänge zu den Texten produzieren, eben weil diese durch ein einmaliges Vorlesen nicht verstanden werden konnten. Oder aber, dass die Vorstellung davon falsch sei, wie die frühen Christen gelesen haben. Dieses Spannungsverhältnis hat Jan Heilmann zum Ausgangspunkt für seine Forschung zum Leseverhalten in der Antike genommen – und ist dabei zu neuen Erkenntnissen gelangt.

Mithilfe von Methoden der Digital Humanities hat er zunächst begonnen, Lesetermini zu untersuchen. „Ich habe versucht, alle Verben zu finden, mit denen das Lesen in der Antike konzeptualisiert wurde – etwa Begriffe wie ‚lego‘ im Lateinischen“, erläutert der Theologe. Er versuchte dann zu systematisieren, wie „lesen“ etwa durch Metaphern in verschiedenen antiken Quellen beschrieben wird. „Antike Leser konnten durch Texte ‚durchrennen‘, sie konnten Texte ‚essen und trinken‘ oder ‚treffen‘“, erklärt er. Heilmann definierte insgesamt neun Bildspendebereiche, in die er die mehr als 60 identifizierten Lesetermini einordnete. Auch flossen in Heilmanns Untersuchung kognitionspsychologische Aspekte und sprachkulturelle Vergleiche ein – zum Beispiel mit dem Thailändischen, das auch ohne Wortzwischenräume auskommt. „Menschen, die in einem derartigen Schriftsystem aufgewachsen sind, können genauso gut lesen wie solche, die in einem System ähnlich dem unseren zuhause sind.“ Vergleichbar sei es auch im Lateinischen oder Griechischen. Deren distinktes Wortendungs-system mache Wortzwischenräume für das Lesen unnötig. Jan Heilmann fokussierte aber nicht allein auf die Textuntersuchung. Seine Forschung ordnete er zudem in größere historische Zusammenhänge ein. „Man kann einen christlichen antiken Text nur dann verstehen, wenn man auch die ganze Kultur berücksichtigt, also auch gesellschaftliche, religionshistorische oder wirtschaftliche Aspekte mit einbezieht.“

Das Fazit seiner Untersuchungen: Auch in der Antike war Lesen ein „Totalphänomen“. Das heißt, es war deutlich vielschichtiger und die Lesekontexte waren viel differenzierter, als dies bisher von der hiesigen Forschung angenommen wurde. „Es gab durchaus einen antiken Buchmarkt, es gab Rezensionen und Überarbeitungen. Und Texte wie etwa das Markusevangelium sind durchaus auch für den individuell Lesenden abgefasst worden“, ist Jan Heilmann überzeugt. Entsprechend seien auch die Annahmen nicht ganz korrekt, Bücher seien absolute Luxusprodukte und nur für eine Handvoll Menschen erschwinglich gewesen. „Bücher waren ein Handwerksprodukt und breit zugänglich, sofern man des Lesens kundig war.“ Er ist überzeugt, dass der alten Gewissheit, frühchristliche Texte seien laut vorgelesen worden, ein kulturspezifisches Problem zugrunde liegt, nämlich der unreflektierte Rückschluss von einem – unserem – Schriftsystem auf ein kulturell komplett verschiedenes. Jan Heilmann führt dies auf ein aus der Romantik im frühen 19. Jahrhundert überkommenes Bild der Antike zurück. „Das Fortschreiten der industriellen Entwicklung, der industriellen Buchproduktion und die damit verbundene Individualisierung ist als Verlust erfahren worden. Man versuchte, diesen Verlust mit einem Rückgriff auf die Antike als gesellschaftlichen Idealtypus zu kompensieren.“

Bevor Jan Heilmann an die LMU berufen wurde, lehrte und forschte er an der Technischen Universität Dresden. Im vergangenen Wintersemester vertrat er die Professur Neues Testament II mit dem Schwerpunkt Neues Testament und griechisch-römische Kultur an der LMU.

Heilmann studierte von 2004 bis 2012 Evangelische Theologie, Geschichte und Germanistik in Bochum und Wien und war von 2010 bis 2013 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Exegese und Theologie des Neuen Testaments und am Käte Hamburger Kolleg „Dynamics in the History of Religions“ an der Ruhr-Universität Bochum.

Er sieht seine Berufung an die LMU als großen Glücksfall. „Die Altertumswissenschaften an der LMU sind hervorragend aufgestellt und es gibt zahlreiche Möglichkeiten zur wissenschaftlichen Kooperation. So etwas findet man nur an ganz wenigen Universitätsstandorten“, freut sich Heilmann. Insbesondere lasse sich seine Forschung sehr gut mit den Schwerpunkten an der Fakultät verzahnen. Auch das an der LMU etablierte Münchner Zentrum für Antike Welten (MZAW) biete viele Schnittstellen.



▲ Prof. Dr. Daniel Grün

Fakultät für Physik

Prof. Dr. Daniel Grün

Der Astrophysiker Daniel Grün setzt Künstliche Intelligenz für die Erforschung des Kosmos ein. Seit Sommer 2021 ist er Lehrstuhlinhaber an der Fakultät für Physik.

Für ihn geht es darum, das Unsichtbare sichtbar zu machen. Dafür ist der Kosmologe ebenso auf die Leistung von Teleskopen angewiesen wie auf die Möglichkeit, mit enormen Datenmengen zu rechnen. „Mein Forschungsgebiet spannt den Bogen von Pixeldaten, die wir mit Teleskopen aufnehmen, also Bildern und Spektren von Galaxien, bis hin zu Rückschlüssen über die fundamentalen physikalischen Gesetze und Bestandteile des Universums“, sagt der Astrophysiker. „Wir fragen uns: Wie können wir von diesen Bildern, die wir vom Universum machen, etwas darüber lernen, wie es sich entwickelt hat und wie seine Geschichte weitergeht?“

Daniel Grün hat an der LMU Physik studiert. Bereits für seine Masterarbeit hat es den Astrophysiker in die USA gezogen, so wie viele seiner Kolleginnen und Kollegen, die dort an großen Experimenten zur Erforschung des Weltraums mitarbeiten. An der University of Pennsylvania hat Grün bei Professor Gary Bernstein über den Gravitationslinseneffekt geforscht – ein Thema, das auch heute noch seine Forschung bestimmt.

„Der Gravitationslinseneffekt ist in der Kosmologie zentral, weil er uns erlaubt zu sehen, welche Strukturen von Materie es im Universum gibt. Wenn im Universum Licht auf seinem Weg zu uns an Materie vorbeimuss, wird es abgelenkt. Das verzerrt die Bilder von entfernten Galaxien. Und aus dieser Verzerrung können wir etwas über die Verteilung von Materie lernen, die sonst für uns unsichtbar ist, da der Großteil der Materie im Weltall die sogenannte dunkle Materie ist“, erläutert Daniel Grün.

Nach dem Studium an der LMU und der University of Pennsylvania forschte Grün als NASA Einstein Fellow und Postdoctoral Researcher an der Stanford University und anschließend ebendort als Panofsky Fellow am SLAC National Accelerator Laboratory am Kavli Institute, wo er eine Arbeitsgruppe leitete, bis er sich zur Rückkehr an die LMU entschloss.

Seit dem Sommer 2021 hat er hier den Lehrstuhl für Astrophysik, Kosmologie und Künstliche Intelligenz inne. „Die Bedingungen, die die LMU für den Aufbau eines großen, auf lange Sicht und in der Breite aufgestellten Forschungsprojekts bietet, sind sehr gut und können sich international absolut sehen lassen. Das gilt auch für die Möglichkeiten, Kollaborationen mit großen Experimenten einzugehen.“ Das sei auch dank der KI-Initiative in Bayern möglich, durch die

Lehrstühle geschaffen wurden, die „neue Konzepte umsetzen können“. „Wenn wir diese Möglichkeiten als Wissenschaftler an der LMU richtig nutzen, dann ist nichts unmöglich“, so Daniel Grün, wobei er den amerikanischen Ausdruck „Sky is the limit“ wählt. Mit riesigen Teleskopen, die ihre immer größeren Spiegel in den Himmel richten, versuchen die Menschen, sich ein Bild von den Weiten des Weltraums zu machen. Sie stehen fernab der Zivilisation, etwa in der Atacama-Wüste oder auf hohen Bergen wie dem La Silla in Chile. Die riesigen Geräte sammeln inzwischen so viele Daten, dass sich alleine aus ihrer Menge neue Forschungsfragen ergeben.

„In der Astrophysik gibt es zurzeit dank immer größerer Spiegel, größerer Kameras und besserer Optik unglaublich schnell unglaublich viel mehr Daten“, weiß Daniel Grün. „Während ich in meiner Doktorarbeit noch mit 10.000 Galaxien gearbeitet habe, arbeiten wir jetzt mit 100 Millionen und in wenigen Jahren mit Milliarden von Galaxien.“

Die schiere Menge an Daten überhaupt verarbeiten zu können, ist für die Forschung eine Herausforderung. Für Astrophysiker wie Grün sind Anwendungen der Künstlichen Intelligenz daher inzwischen unverzichtbare Werkzeuge geworden. „Man muss sich immer bessere Algorithmen dafür überlegen“, sagt Daniel Grün, der sich zudem vor allem Gedanken darüber machen muss, was genau er überhaupt berechnen will: „Es gibt sehr viel Information in den Daten. Aber es ist gar nicht so offensichtlich, wo sie steckt und wie man sie extrahieren kann.“ KI könnte dafür ein Schlüssel sein. Daniel Grün profitiert einerseits von ihrer rasanten Entwicklung. „Es werden laufend spannende neue Konzepte entdeckt, die uns Neues ermöglichen.“ Andererseits muss er sie für seine speziellen Forschungsfragen in der Astrophysik erst anpassen und dabei der KI quasi immer einen Schritt voraus sein: „Wir versuchen Probleme zu lösen, die anders sind als die, die bei der KI aktuell schon im Alltag angekommen sind. Man lernt dabei, etwas zu verändern an der Art, wie Maschinen lernen.“

Das sei auch für Studierende und Nachwuchsforschende ein tolles Feld. „Wir brauchen junge Leute mit frischen Ideen, die über den Einsatz von KI kreativ nachdenken. Wenn man ein gutes Verständnis davon hat, kann man unglaublich viel erreichen in der Astrophysik.“ Aber das gelte nicht nur in seinem Fach, wie Grün betont: „Es ist ein Forschungsbereich, der unglaublich nützlich ist für Studierende, selbst wenn sie am Ende nicht unbedingt Astrophysiker werden wollen.“

An der LMU freut er sich nun auch auf den Austausch mit Kolleginnen und Kollegen, auch aus anderen Disziplinen. „Es beginnen Foren zu entstehen, in denen ein Austausch stattfindet, und da freue ich mich sehr darauf. Das wird mit Sicherheit auch uns neue Erkenntnisse bringen“, sagt Grün und betont: „Ich bin sehr offen für Ideen.“

Dazu kommt der fachinterne Austausch an der LMU, aber auch im Rahmen des Exzellenzclusters Origins oder mit den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der Max-Planck-Institute und der Europäischen Südsternwarte in Garching. „Die Konzentration von Astrophysikern an einem Ort ist einmalig“, so Grün. „München ist der Standort in der Astrophysik in ganz Europa.“ Für einen Forscher, der den Rätseln des Universums auf der Spur ist, scheint Daniel Grün ganz offensichtlich zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein.



▲ Prof. Dr. Dmitri Efetov

Fakultät für Physik Prof. Dr. Dmitri Efetov

Ein Material, das nur in der zweiten Dimension existiert: Was nach Science-Fiction klingt, ist für Professor Dmitri Efetov Forschungsalltag: „Graphen ist ein Material, das nur eine Atomlage dick ist“, erklärt der Festkörperphysiker. „Es ist so dünn wie nur überhaupt möglich: in der Ebene vorhanden, in der Höhe praktisch nicht – ein extrem flaches Nanomaterial.“ Graphen, eine Modifikation des chemischen Elements Kohlenstoff, verfügt über weitere futuristisch anmutende Eigenschaften: In einer Schicht Graphen werden die Elektronen masselos – und wenn man zwei Schichten Graphen in einem „magischen“ Winkel zueinander verdreht, entsteht eine Vielzahl exotischer „Quantenphasen“, unter anderem wird Graphen supraleitend, magnetisch und topologisch. „Graphen besitzt wirklich alle Qualitäten, die in der modernen Festkörperphysik gerade interessant sind“, sagt Efetov.

Seit August 2021 hat der deutsch-russische Wissenschaftler den Lehrstuhl für Experimentelle Festkörperphysik an der LMU inne. Die Erforschung des Graphens zieht sich wie ein roter Faden durch seinen beruflichen Lebenslauf: In Moskau geboren und in Stuttgart und Bochum aufgewachsen, studierte Efetov unter anderem an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) Zürich Physik und begann schon im Zuge seiner Promotion an der Columbia University, New York, an Graphen zu forschen. Jenes bemerkenswerte, verblüffend einfach herzustellende Material war zu dieser Zeit gerade erst näher erforscht worden und hatte Forschenden in England den Physik-Nobelpreis beschert. „Eine von vielen Besonderheiten des Graphens“, so Efetov, „sind seine ‚relativistischen‘ Elektronen. Diese verhalten sich nicht wie normale Elektronen, sondern eher wie Lichtpartikel, da sie masselos sind.“ Im Rahmen seiner Promotion, die von einer Faculty Ph.D. Fellowship der Columbia University unterstützt wurde, versuchte er auch, Graphen supraleitend zu machen, ein Zustand, der damals als fast unmöglich erschien. „Supraleitung ist ein Materialzustand, in dem elektrischer Strom ohne Energieverlust fließen kann. Weil herkömmliche Leiter bei Stromfluss Wärme – also Energie – abgeben, geht in solchen Stromleitungen sehr viel Energie verloren, deren Großteil durch den Einsatz von Supraleitern eingespart werden könnte.“ Auch seien Supraleiter die zentralen Bauelemente moderner Quantentechnologien wie etwa für Quantencomputer, die aus einem komplexen supraleitenden Netzwerk bestehen. „Eines der großen Ziele in der Forschung mit Graphen ist es, neuartige supraleitende Zustände zu

entwickeln, die gänzlich neue Eigenschaften vorweisen.“ In seiner Promotion gelang Efetov das allerdings erst, als er Graphen in Kontakt mit einem schon bekannten Supraleiter brachte – und dessen Eigenschaften sich auf das neuartige Material übertrugen.

Als Postdoc am Massachusetts Institute of Technology (MIT) befasste er sich dann ab 2014 zwar mit der Entwicklung von Quantendetektoren, die einzelne Lichtteilchen detektieren, aber auch dabei wurde am Rande mit Graphen geforscht. Einem Ruf an das Institut de Ciències Fotòniques (ICFO) in Barcelona folgend, forschte Efetov ab 2017 als Gruppenleiter weiter an solchen Detektoren. Gerade zu dieser Zeit gelang es andernorts, das Graphen selbst tatsächlich supraleitend zu machen – und Efetovs Team konnte dies als dritte Gruppe weltweit reproduzieren. „Die Methode, mit der intrinsisches Graphen schlussendlich supraleitend gemacht wurde, ist absolut bahnbrechend wie einzigartig. Nimmt man zwei Schichten von Graphen und verdreht sie im Winkel von 1,1 Grad zueinander, gelingt es“, so Efetov. „Man nennt das auch den magischen Winkel – denn schon bei 1,0 oder 1,2 Grad ist Graphen nicht mehr supraleitend.“ In Gänze verstanden sei dieser Zustand laut Efetov noch nicht. „Man geht aber davon aus, dass er eher Ähnlichkeit mit Hochtemperatur-Supraleitung hat.“ Auf dem Weg zu einer bei Raumtemperatur anwendbaren Supraleitung gebe es noch viele ungelöste praktische Aspekte. „Aber diese Entdeckung ist gewissermaßen ein Meilenstein – und die Physik, die mit ihr möglich wird, ganz neu, ganz exotisch.“ Efetovs Team machte weitere Entdeckungen rund um das Graphen – und zählt seither zu „einer der Schlüsselgruppen in diesem Feld“, wie er erklärt.

Der Umzug seiner Arbeitsgruppe an die LMU soll im Sommer 2022 abgeschlossen sein; derzeit wird der Reinraum des Lehrstuhls für Experimentelle Festkörperphysik für die Forschung an Graphen weiterentwickelt. Efetovs Gebiet passe dabei „hervorragend“ zu den Zielen der Quantenforschungsgruppen vor Ort, die an korrelierten Zuständen und Supraleitern arbeiten. „Insbesondere in der Quanteninformation-Forschung ist der Standort München mit all seinen Forschungseinrichtungen extrem stark“, sagt Efetov. „Die LMU war dabei immer schon auf meinem Radar.“ Einrichtungen wie das Munich Quantum Valley und das Munich Center for Quantum Science and Technology seien sehr interdisziplinär aufgestellt. „Festkörperphysiker wie ich interagieren dort mit Quanteninformations-, Laserphysik- und Quantenoptik-Forschenden.“ In der breit aufgestellten Ausrichtung „Quantum Technologies“ wirke er selbst eher in der Grundlagenforschung, so Efetov. „Ich baue selbst keine Quantencomputer, auch wenn ich aufgrund meiner Forschung Bausteine dazu beisteuern könnte – ein bisschen wie ein Zulieferer für einen Autohersteller.“ Ein anderer Punkt, den Efetov an München schätzt: „Die Studierenden sind wirklich sehr gut. Das ist für einen Professor ein großes Kapital, da man auch gute Leute rekrutieren kann.“ Überhaupt findet Efetov, der selbst frischgebackener Vater ist: „Die Lehre bringt einem sehr viel. Man ist gezwungen, das eigene Forschungsmaterial neu aufzubereiten und den Studierenden zu erklären. Dabei lernt man selbst dazu.“ In der Forschung konzentriert er sich weiter auf die potenziellen Eigenschaften des Graphens als Supraleiter. „Oben-

drein ist es ‚topologisch‘ – die Ströme fließen also an seinen Rändern statt in der Mitte –, zudem magnetisch und nicht zuletzt ein sogenannter ‚korrelierter Isolator‘. Letzteres bedeutet einen sehr exotischen Vielteilchen-Zustand, der derzeit ebenfalls stark erforscht wird“, erklärt Dmitri Efetov. „Zusammengefasst ist das Graphen reich an komplizierten ‚Quantenphasen‘.“ Auch am Lehrstuhl für Festkörperphysik der LMU wird ihn das zweidimensionale, verdrehte, magische Material also noch lange beschäftigen.

Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften

Prof. Dr. Matthias Stern

Lange Zeit stand die historische Altertumsforschung im Ruf, sich vor allem mit der Geschichte „großer Männer“ der Antike zu befassen. Denn die Werke der griechischen und römischen Geschichtsschreiber und Literaten spiegeln in der Regel die Interessen und Geisteswelten der höchsten sozialen Eliten wider, während individuelle Schicksale einer breiten Bevölkerung weitgehend im Dunkeln bleiben.

Diesen Bereich stärker zu erhellen, hat sich Matthias Stern zur Aufgabe gemacht, der im Juni 2021 auf eine Juniorprofessur für Papyrologie an die LMU berufen wurde. Nicht Anekdoten und Abhandlungen über Sokrates, Caesar oder Kaiser Nero bilden den Schwerpunkt seiner Forschungen, sondern vor allem sogenannte dokumentarische Papyri. „Als Vergleich kann man sich vorstellen, für welche Zwecke und Lebensbereiche wir heute eine E-Mail versenden, ein wichtiges Dokument ausdrucken oder Stift und Papier in die Hand nehmen“, erläutert Stern. „Für all das verwendeten Griechen und Römer beschriebenen Papyrus.“ So fänden sich unter den Texten beispielsweise geschäftliche Notizen, private Briefe, Eheverträge, Eingaben an die Behörden, Quittungen, Gerichtsurteile und anderes mehr. „Jedes dieser Dokumente besaß für seinen Urheber, seine Urheberin eine unmittelbare Funktion. In jedem Text werden wir also mit einer sehr konkreten Lebenssituation konfrontiert; diese Nähe zu den antiken Menschen hat mich von Beginn an fasziniert“, erklärt Stern.

Der Großteil der antiken Papyri wurde in Ägypten gefunden, das seit 332 v. Chr. von Griechen, von 30 v. Chr. bis 642 n. Chr. schließlich von römischen Kaisern regiert wurde. Hier hat das trockene Klima das sensible organische Material oftmals gut konserviert. „Papyrus wurde jedoch auch im Rest der griechischen Welt und des Römischen Reiches für schriftliche Aufzeichnungen aller Art verwendet, hat sich dort jedoch nur in Ausnahmefällen erhalten“, erläutert Stern. Bislang lägen nach Schätzungen etwa 55.000 Papyri in Editionen vor. „Allein in den Sammlungen liegen weltweit jedoch Hunderttausende Texte, die sich noch nie jemand angesehen hat. Und jedes Jahr treten zahlreiche Neufunde hinzu.“

In einem aktuellen Forschungsprojekt geht Stern der Frage nach, wie Rom im 3. Jahrhundert Strukturreformen auf der Lokalebene initiierte und umsetzte. „Es sah sich vielfältigen Herausforderungen gegenüber – Kriege, Aufstände und rasche, oft chaotische und blutige Regierungswechsel.“ Dennoch seien in dieser Zeit auch in nicht unmittelbar betroffe-

nen Regionen wiederholte grundlegende Eingriffe in die Strukturen und Abläufe der lokalen Behörden in Städten und Dörfern zu erkennen. „Ich möchte herausfinden, ob diese Maßnahmen Muster erkennen lassen, die auf langfristig zusammenhängende Konzeptionen und Innovation hindeuten könnten, zumal regional übergreifende“, erklärt er. Dabei gehe es im Kern um die Frage, wie Rom als vormoderner Staat tief in der Peripherie seines Territoriums eigentlich funktionierte und wie die Untertanen in den Dörfern auf diese lokal präsente Machtinfrastruktur reagierten.

Ein grundlegendes Ziel behält Stern dabei stets im Blick: „Ich möchte mit der bisweilen kleinteiligen Arbeit an den Papyri zu übergreifenden historischen Fragestellungen beitragen.“ Denn dadurch, so Stern, werde die Papyrologie auch für andere Disziplinen innerhalb der Geschichtsforschung relevant – etwa für die Frühmittelalterforschung, die Rechtsgeschichte oder die Wirtschafts- und Sozialgeschichte. „Umso wichtiger ist es, unsere Quellen und Forschungsergebnisse – ob im Druck oder digital – so zu präsentieren, dass auch nicht papyrologisch und altsprachlich ausgebildete Kollegen so problemlos wie möglich mit ihnen arbeiten können.“

Auch in der Lehre folgt Matthias Stern diesem Grundsatz. „In meinen ersten beiden Semestern biete ich zwei althistorisch-papyrologische Übungen explizit für Studierende an, die die alten Sprachen nicht beherrschen. Ich möchte mit ihnen erarbeiten, wie sie sich auch ohne Kenntnisse der Alten Sprachen eigenständig Informationen aus Papyrus-Editionen und Online-Datenbanken, die für Spezialisten kreiert wurden, erarbeiten und im Hinblick auf eine historische Fragestellung nutzbar machen können“, erläutert er. Sterns Berufung ist die Folge einer Kooperation zwischen der LMU und der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik des Deutschen Archäologischen Instituts, die beide gemeinsam die neue Juniorprofessur tragen. So forscht und lehrt Stern am Bereich Historische Grundwissenschaften und Historische Medienkunde der Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften und leitet zugleich den Fachbereich Papyrologie an der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik.

Der gebürtige Magdeburger absolvierte sein Bachelorstudium an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, dem ein Masterstudium an der Universität Wien folgte. Nach einem Forschungsaufenthalt an der Universität de Liège wechselte Stern schließlich an die Universität Basel, wo er auch promoviert wurde. Als Wissenschaftlicher Assistent wirkte er dort über fünf Jahre am Aufbau eines neuen Schwerpunkts in althistorisch-papyrologischer Forschung mit – eine gute Voraussetzung für seinen Ruf nach München, das er ebenfalls als attraktiven Standort für sein Fach ansieht. „In München lässt sich bereits an eine papyrologische Tradition anknüpfen, zum Beispiel an der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik oder am Leopold-Wenger-Institut für Rechtsgeschichte der LMU.“ Die Bayerische Staatsbibliothek verfügt zudem über eine eigene Papyrus-Sammlung von etwa 630 Texten. Zudem sei die Alte Geschichte auch im internationalen Vergleich hervorragend aufgestellt und es gebe viele Schnittstellen zu benachbarten Fächern wie der Ägyptologie, Arabistik, Byzantinistik oder Archäologie. Gute Möglichkeiten also, um nicht nur die Lebenswelt der einfachen Menschen in der Antike stärker ins Licht zu rücken, sondern auch der Papyrologie in München noch mehr Sichtbarkeit zu verleihen.



▲ Prof. Dr. Richard W. Janney



▲ Prof. Dr. Dietrich Podlech

Prof. Dr. Richard W. Janney
**Fakultät für
 Sprach- und Literaturwissenschaften**

Richard W. Janney war seit 1996 Professor für englische Sprachwissenschaft an der LMU. Sein wissenschaftliches Interesse lag vor allem im Bereich der linguistischen Pragmatik, deren Forschungsspektrum er ebenso kontinuierlich weiterentwickelte wie auch das Lehrangebot in der Anglistik. Damit konnte er das Interesse einer stetig wachsenden Zahl internationaler Studierender wecken. Als Mitherausgeber des *Journal of Pragmatics* war der gebürtige US-Amerikaner weltweit sehr gut vernetzt, vermittelte oft Kontakte zwischen Forschenden mit ähnlichen Interessen und förderte intensiv den wissenschaftlichen Nachwuchs. Er war immer offen für Neues. In den letzten Jahren seiner aktiven Zeit und auch im Ruhestand ab 2010 war er maßgeblich am neu entstehenden Forschungsbereich der postkolonialen Pragmatik beteiligt, der grundlegend neue Perspektiven auf kulturspezifische Interaktionsstrategien und interkulturelle Kommunikation eröffnete. Ein zweites Forschungsfeld, in dem er in dieser Phase neue Maßstäbe setzte, war der Transfer von textlinguistischen Konzepten wie Kohäsion und Kohärenz auf die Analyse von Filmen. Studierende wie Kolleginnen und Kollegen schätzten seine konstruktive, kreative und humorvolle Art des wissenschaftlichen Diskurses sehr.

Richard W. Janney war als Geschäftsführender Direktor des damaligen Instituts für Englische Philologie wesentlich an der Gründung und Ausgestaltung des Departments für Anglistik und Amerikanistik an der LMU beteiligt. Das Zusammenwachsen der beiden Nachbardisziplinen war ihm ein besonderes Anliegen und er trug auch in menschlicher Hinsicht viel zum Gelingen dieser Fusion bei.

Professor Richard W. Janney ist am 18. Oktober 2021 im Alter von 76 Jahren verstorben.

Prof. Dr. Dietrich Podlech
Fakultät für Biologie

Dietrich Podlech war von 1971 bis 1996 Professor am Institut für Systematische Botanik und Mykologie an der Fakultät für Biologie. Podlech war ein international anerkannter Experte für Cyperaceae oder Sauergrasgewächse, Campanulaceae, Saxifragales und die Gattung *Astragalus*, mit 3.000 Arten eine der größten der Welt. Er wurde 1931 in Aachen geboren. Nach dem Studium der Pharmazeutischen Botanik an der Universität Bonn wurde er 1958 dort auch promoviert. Thema seiner Dissertation waren *Untersuchungen zur Ökologie atlantischer Pflanzen an ihrer Verbreitungsgrenze*. Seine Habilitation erfolgte 1965 an der LMU; von 1960 bis 1965 war er bereits Wissenschaftlicher Assistent an der Botanischen Staatssammlung in Nymphenburg. Von 1965 bis 1967 war Dietrich Podlech Kustos an der Botanischen Staatssammlung München und von 1967 bis 1971 Assistenzprofessor am Botanischen Institut der LMU, das sich auf dem Gelände des Botanischen Gartens München im selben Gebäude wie das Herbarium befand.

Zahlreiche Forschungsreisen führten ihn ins Ausland, zwischen 1965 und 1979 allein vier nach Afghanistan, weitere unter anderem nach Nordafrika. Das während der Afghanistan-Exkursionen angelegte Herbarium mit rund 40.000 Exemplaren bildet heute den Kern des Pflanzenbestandes aus dieser Region in München. 1991 stellte Dietrich Podlech sein mehr als 100.000 Belege umfassendes Herbarium der Universität zur Verfügung. Aufgrund seiner profunden Kenntnisse der natürlichen Lebensräume und der Pflanzenökologie, dem Gebiet, in dem er promoviert worden war, setzte sich Dieter Podlech stark für den biologischen Naturschutz ein. So protestierte er 1991/92 und 1998 vehement gegen die Erweiterung des Rangierbahnhofs München Nord und den Bau eines weiteren Autobahnabschnitts nördlich von München.

Auch nach seiner Emeritierung forschte er weiter, erst gesundheitliche Schwierigkeiten beendeten sein Engagement für sein Fach. Professor Dietrich Podlech ist am 21. Dezember vergangenen Jahres verstorben.

Prof. Dr. Hans-Joachim Gabius
Tierärztliche Fakultät

Hans-Joachim Gabius wurde am 30. Oktober 1955 in Bad Bevensen in Niedersachsen geboren. 1975 begann er sein Studium der Biochemie in Hannover, gefördert durch ein Stipendium der Studienstiftung des Deutschen Volkes. Dieses Studium schloss er fünf Jahre später mit dem Diplom am Max-Planck-Institut für Experimentelle Medizin in Göttingen ab. Danach folgte 1981 ein mehrmonatiger Auslandsaufenthalt an der University of California in San Diego, USA – ebenfalls gefördert durch die Studienstiftung des Deutschen Volkes. Forschungsschwerpunkt dieses Aufenthalts war die „Enzymologie des tRNA-Spleißens“. Zurück am Max-Planck-Institut in Göttingen wurde er dort bereits 1981 mit einer Arbeit zur Fehlerkorrektur in der Proteinbiosynthese promoviert. Danach blieb Gabius dem Max-Planck-Institut verbunden, um daran im weiteren Verlauf einen erneuten Auslandsaufenthalt in San Diego und seine Habilitation an der Universität Göttingen im Jahr 1989 anzuschließen. 1993 erfolgte schließlich die Berufung auf den Lehrstuhl für Physiologische Chemie an der Tierärztlichen Fakultät der LMU, eine Position, die er mit großem Enthusiasmus ausfüllte.

Die „Entschlüsselung des Zuckercodes“ stand im Zentrum der überaus erfolgreichen Forschungstätigkeit von Professor Gabius. Sein Ziel war es – wie er selbst schrieb – „zum Verständnis des Zuckercodes beizutragen, und zwar auf Ebene der Glykanstruktur“. Dies ist ihm und seiner Arbeitsgruppe gewiss gelungen, wie viele seiner Auszeichnungen zeigen: 1983 wurde ihm unter anderem die Otto-Hahn-Medaille verliehen, 1988 erhielt er einen Forschungspreis der Dr.-Carl-Duisburg-Stiftung und im Jahr 2012 die Ehrendoktorwürde für Medizin an der Karls-Universität Prag für seine Arbeiten zur Entschlüsselung des Zuckercodes. Sein wissenschaftliches Oeuvre umfasst mehr als 850 Publikationen, viele davon in international hochrangigen Zeitschriften veröffentlicht, ein Umstand der ihn über Jahre hinweg zu einem der meistzitierten Forschenden der Tiermedizin und darüber hinaus werden ließ.

Professor Hans-Joachim Gabius ist kurz vor seinem Eintritt in den Ruhestand am 2. August 2021 im Alter von 66 Jahren verstorben.

Prof. Dr. Wilhelm Killermann
Fakultät für Biologie

Bevor er sein Studium der Biologie, Chemie und Geografie an der LMU beginnen konnte, musste Wilhelm Killermann, Jahrgang 1930, schwer arbeiten, um überhaupt zum Studium zugelassen zu werden: Er war Mitglied des sogenannten Studentenbaurupps und musste 1946 zusammen mit Kommilitonen die Trümmer des LMU-Hauptgebäudes beiseiteschaffen, das bei dem Bombenangriff ein Jahr zuvor zerstört worden war.

Nach Beendigung seines Studiums und nachdem er die Staatsexamina absolviert hatte, unterrichtete Wilhelm Killermann bis 1966 zunächst als Studienrat, später als Oberstudienrat an verschiedenen bayerischen Gymnasien. Noch während dieser Tätigkeit wurde er 1962 mit der Arbeit *Landschaftsökologische Analyse des Altmühltals zwischen Dollnstein und Kipfenberg und ihre Anwendung auf die Landschaftspflege und Landschaftsgestaltung* an der Technischen Universität München (TUM) promoviert. Für diese Arbeit wurde er vom Verein Naturschutzpark – Alfred Töpfer-Stiftung ausgezeichnet. Anschließend war er von 1966 bis 1971 als Dozent für Didaktik der Biologie an der Pädagogischen Hochschule Regensburg tätig. Seine Habilitation im Fach Botanik erfolgte an der TUM. Von 1970 bis 1971 war er dort als Privatdozent tätig. Professor Killermann wurde 1971 auf den Lehrstuhl für Didaktik der Biologie an der Pädagogischen Hochschule München, die 1972 in die LMU integriert wurde, berufen. Bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1996 blieb er an der LMU. Forschungsaufenthalte führten ihn unter anderem nach Großbritannien und in die USA. Als Referent in der Lehrerfortbildung besuchte er zahlreiche Tagungen in Europa und den USA.

In seiner Forschung befasste sich Professor Wilhelm Killermann unter anderem mit den Methoden des Biologieunterrichts, mit traditionellen und modernen Medien oder mit dem Biologieunterricht an außerschulischen Lernorten.

Wilhelm Killermann war auch als wissenschaftlicher Gutachter tätig, so unter anderem für die Naturparkverwaltung Altmühltal oder das Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft. Professor Wilhelm Killermann ist am 9. Januar 2022 verstorben.

Prof. Dr. Friedrich Hanssmann
Fakultät für Betriebswirtschaft

Als Professor der ersten Stunde nach der Trennung der Staatswirtschaftlichen Fakultät in die betriebswirtschaftliche und volkswirtschaftliche Fakultät prägte Friedrich Hanssmann bis zu seiner Emeritierung 1994 die Lehre und Forschung an der Fakultät für Betriebswirtschaft. Geboren am 28. August 1929 in Frankfurt-Höchst, erwarb er im Jahr 1952 das Diplom für Mathematik, 1953 folgte das Staatsexamen in den Fächern Mathematik und Physik. 1955 wurde Hanssmann in Frankfurt am Main promoviert. Anschließend forschte er zunächst bis 1960 als Assistant Professor of Operations Research am Case Institute of Technology, Cleveland, USA, bevor er 1966 zum ordentlichen Professor für Systemforschung an der LMU berufen wurde. Sein Forschungsschwerpunkt war das Gebiet der mathematisch-quantitativen und computergestützten Entscheidungsunterstützung in der Betriebswirtschaft – ein Forschungsfeld, das in den angelsächsischen Ländern unter der Bezeichnung „operations research“ entstanden und in den sechziger Jahren in Deutschland noch weitgehend unbekannt war. Hanssmann verfolgte das Ziel, ein praxisnahes Fachgebiet zu entwickeln, in dem in zahlreichen Praxis-Projekten und Fallstudien der gesamte Prozess der Entscheidungsunterstützung thematisiert wurde: von der Problemerkennung und -konzeption, über die Daten- und Informationssammlung, Konstruktion und Validierung mathematischer Modelle, Rechenoperationen, Bewertung der Handlungsalternativen bis zur Entscheidungsempfehlung. Basis waren Probleme in den verschiedensten betriebswirtschaftlichen Funktionalbereichen, in der Unternehmensleitung und auch in Themen, die damals noch nicht so stark diskutiert wurde wie zum Beispiel der Umweltschutz. So erschien schon 1976 sein Werk *Systemforschung im Umweltschutz*, in dem er sich mit Methoden zur Beurteilung von Gestaltungsalternativen im Systemzusammenhang auseinandersetzte. Auch nach seiner Emeritierung blieb Prof. Hanssmann der Wissenschaft treu und beschäftigte sich mit Fragen der Unternehmensethik.

Am 14. Dezember 2021 ist Professor Friedrich Hanssmann im Alter von 93 Jahren verstorben.

Prof. Dr. Dietrich Herm
Fakultät für Geowissenschaften

Der Geologe und Paläontologe Professor Dietrich Herm wurde 1933 in São Paulo, Brasilien, geboren. Er studierte an der Universität Hamburg sowie an der LMU Biologie und Geologie. 1960 wurde er in München promoviert. Von 1963 bis 1966 war Herm Professor an der Escuela de Geología der Universidad de Chile. Während dieser Zeit führten ihn zahlreiche Feldstudien von Feuerland bis zur Atacama und in die nördlichen Anden. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde er 1969 als Professor an die Universität Tübingen und 1977 als Nachfolger von Richard Dehm zum Professor für Paläontologie und Historische Geologie an der LMU berufen. Zudem leitete er als Direktor die Paläontologische Staatssammlung und wurde schließlich zum Generaldirektor der Staatlichen Naturwissenschaftlichen Sammlungen Bayerns ernannt. 1998 wurde er emeritiert. Herm befasste sich mit dem marinen Pleistozän und Pliozän in Südamerika, Afrika und dem Mittelmeerraum, insbesondere mit der Mikropaläontologie. Später forschte er vor allem zur Entstehung der Alpen, vor allem der nördlichen Kalkalpen. Weitere Forschungsthemen Herms waren die Paläobiogeographie der Kreidezeit.

1960 erhielt er den im selben Jahr gestifteten Hermann-Credner-Preis für Nachwuchswissenschaftler der Deutschen Geologischen Gesellschaft – Geologische Vereinigung (DGGV). 2000 wurde ihm die Ehrenmitgliedschaft der Paläontologischen Gesellschaft zugesprochen. Herm war Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Überdies war der Paläontologe im Senat der Deutschen Forschungsgemeinschaft, wo er für die Geowissenschaften und hier insbesondere für Sonderforschungsbereiche verantwortlich zeichnete. Seine Aufgaben waren hier die Auswahl und Führung der Gutachter und die Präsentation der Ergebnisse der Begutachtungen vor dem Senat für die Genehmigungen der Forschungsförderung.

Dietrich Herm verstarb am 16. November vergangenen Jahres im Alter von 88 Jahren.



▲ Prof. Dr. Sahana Udupa

Professorin Sahana Udupa ausgezeichnet

Jährlich vergibt die Francqui Foundation mit Sitz im belgischen Brüssel Lehrstühle an belgische und europäische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Im vergangenen Oktober ging einer der sogenannten Francqui Chairs an die LMU-Professorin Sahana Udupa. Verbunden damit ist eine Vorlesungsreihe Udupas zum Thema „Online Extreme Speech“ im Frühjahr 2022 an der Katholieke Universiteit Leuven (KU). Insgesamt umfasst die Reihe fünf Lectures, die sich mit dem Phänomen Hate Cultures im digitalen Kontext befassen. Der Francqui Chair ist mit insgesamt 6.000 Euro dotiert. Für Udupa selbst hat die Auszeichnung eine große Bedeutung:

„Dieser Preis würdigt die transformative Bedeutung digitaler Netzwerke und sozialer Medienkulturen in der heutigen Zeit und wie das, was wir online sagen und tun, Turbulenzen in einigen der stabilsten Strukturen der Demokratie verursacht hat“, betont Sahana Udupa. „Er ist auch eine Anerkennung dafür, dass die akademische Forschung ständig die Grenzen der interdisziplinären Zusammenarbeit ausloten sollte, um sich neuen Herausforderungen zu stellen. Ich bin sehr daran interessiert, die interdisziplinäre Zusammenarbeit und das soziale Engagement auf dem Gebiet der Extremsprachforschung zu fördern.“

Der ehemalige belgische Staatsminister Lucien Emile Francqui (1863–1935) gründete die Stiftung 1932 zusammen mit dem US-Präsidenten Herbert Hoover (1874–1964). Ziel der Francqui-Stiftung ist es, die Grundlagenforschung in Belgien zu stärken.

Professorin Sahana Udupa hat im vergangenen Jahr zudem ein Strategiepapier für die Vereinten Nationen (United Nations Peacekeeping) erarbeitet, das sich mit den Herausforderungen von Hate Speech im Onlinebereich befasst. In diesem Papier wurden vier Handlungsfelder für UN-Einrichtungen identifiziert: Die Bewältigung der globalen Ungleichheit bei der Regulierung von Online-Plattformen, die Vernetzung kritischer Gemeinschaften aus Stakeholdern und Initiativen, die sich bereits gegen Hate Speech einsetzen, die Überwachung von „Grauzonen“, Randakteuren und kleineren/einheimischen Plattformen sowie die Einbindung repressiver Staaten, um koordinierte Desinformations- und Hasskampagnen zu bekämpfen. Im Januar hat Udupa dieses Strategiepapier vor den Vereinten Nationen vorgestellt.



▲ Prof. Dr. Ferenc Krausz

Wolf-Preis für Physik: Hohe Auszeichnung für Ferenc Krausz

Professor Ferenc Krausz ist mit dem renommierten Wolf-Preis für Physik ausgezeichnet worden. Der ungarisch-österreichische Physiker erhält den Preis für seine bahnbrechenden Beiträge zu den ultraschnellen Laserwissenschaften und zur Attosekundenphysik.

Im Jahr 2001 gelang es dem Lehrstuhlinhaber für Experimentalphysik – Laserphysik an der LMU und Direktor am Max-Planck-Institut für Quantenoptik und seinem Team an der TU Wien erstmals, einzelne, nur Attosekunden lange Lichtblitze aus extrem ultraviolettem Licht experimentell zu erzeugen und zu messen (eine Attosekunde ist ein Milliardstel einer milliardstel Sekunde). Die Ergebnisse markierten den Beginn der Attosekunden-Physik und setzten damit einen Meilenstein in der Wissenschaft. Die Attosekunden-Lichtblitze ermöglichten es erstmals, die ultraschnellen Bewegungen von Elektronen sichtbar zu machen, sie quasi zu fotografieren. In den letzten Jahren gelangen Ferenc Krausz und seinen Mitarbeitern zahlreiche Echtzeit-Filmaufnahmen der Bewegung von Elektronen in Molekülen und Atomen.

Der Wolf-Preis wird in Israel verliehen. Seit 1978 werden Wissenschaftler und Künstler für „Leistungen im Interesse der Menschheit und der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Menschen ohne Rücksicht auf Nationalität, Rasse, Hautfarbe, Religion, Geschlecht oder politische Ansichten“ ausgezeichnet. Die Wolf-Preise in Physik und Chemie werden als die prestigeträchtigsten Auszeichnungen in diesen Bereichen nach dem Nobelpreis angesehen.

„Ich fühle mich durch die Verleihung des Wolf-Preises sehr geehrt. Ich betrachte ihn als Anerkennung dessen, was ich gemeinsam mit einer Reihe hervorragender Kollegen und Mitarbeiter erreicht habe. Ebenso sehe ich darin eine Würdigung der Zukunftsperspektiven, die die Ultrakurzpuls-Laserforschung für das Vorantreiben der Grenzen von Wissenschaft und Technologie bietet“, sagt Ferenc Krausz.

Ferenc Krausz teilt sich den Preis mit seinen Kollegen Paul Corkum von der Universität von Ottawa und Anne L’Huillier von der Universität Lund. Beide sind ebenfalls Pioniere auf dem Gebiet der Attosekundenphysik.



▲ Prof. Dr. Karen Radner

Leibniz-Preis für LMU-Forscherin Karen Radner

Karen Radner untersucht die frühe Geschichte und Kultur des Nahen und Mittleren Ostens. Im Dezember vergangenen Jahres ist sie für ihre Arbeiten mit dem wichtigsten deutschen Forschungspreis, dem Leibniz-Preis ausgezeichnet worden.

Wie konnte vor rund 3.000 Jahren ein Imperium entstehen, das sich über den gesamten östlichen Mittelmeerraum und weite Teile des Mittleren Osten erstreckte? Zu welcher Blüte gelangte diese frühe Kultur? Das alles sind Fragen, die Radners Forschung maßgeblich bestimmen. Sie gilt als eine der weltweit führenden Expertinnen für Geschichte und Kultur des Neuassyrischen Reiches. In thematisch vielfältigen und interdisziplinären Projekten erforscht die LMU-Wissenschaftlerin die Elemente früherer Formen von Machtpolitik ebenso wie Dynamiken der Siedlungsentwicklung und Zeugnisse der frühen Hochkultur.

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft in ihrer Laudatio: „Radner hat Pionierarbeiten in der Erschließung assyrischer Quellen geleistet, und ihre Arbeiten haben das Potenzial, das gegenseitige Wissen und die Beziehungen zwischen Orient und Okzident neu zu definieren.“

Monika Aidelsburger erhält renommierte Wissenschaftspreise

LMU-Physikerin Professorin Monika Aidelsburger konnte im vergangenen Herbst gleich zwei renommierte Wissenschaftspreise entgegennehmen: Im Oktober erhielt sie den Alfred-Krupp-Förderpreis und im November wurde sie mit dem Klung-Wilhelmy-Wissenschaftspreis für Physik 2021 ausgezeichnet. Gewürdigt wurde damit die experimentelle Realisierung synthetischer Eichfelder in optischen Gittern und deren Anwendung zur Quantensimulation topologischer Phasen der Materie. Der Klung-Wilhelmy-Wissenschaftspreis für Physik zeichnet Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus, die das 40. Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Der 1973 von der Otto-Klung-Stiftung erstmals vergebene Preis zählt dank der Kooperation mit der Dr. Wilhelmy-Stiftung seit 2007 zu den höchstdotierten privat finanzierten Wissenschaftspreisen in Deutschland.

LMU-Absolventin Dr. Corinna Hartung erhält Kulturpreis Bayern

Ausgezeichnet wurde Dr. Corinna Hartung von der Volkswirtschaftlichen Fakultät der LMU für ihre Dissertation *Essays on the Economics of Public Health: Medical Decision Making and Epidemics*.



▲ Dr. Corinna Hartung

Hartung hat in ihrer Doktorarbeit untersucht, wie sich Impfpflicht, Kita-Schließungen und die Berichterstattung auf die Ausbreitung von Infektionen auswirken. So hat die Analyse der Gesundheitsökonomin gezeigt, dass eine Impfpflicht gegen Influenza vor Eintritt in eine Kindertagesstätte die Inzidenzrate senken und auch Kosten reduzieren könnte. Außerdem konnte sie zeigen, dass Menschen ihre Mobilität einschränken, sobald Medien über einen lokalen Ausbruch informieren. Dies trage dazu bei, das Infektionsgeschehen einzudämmen.

Den Kulturpreis Bayern verleiht das Bayernwerk zusammen mit dem Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst. In der Sparte Wissenschaft werden die 32 besten Universitäts- und Hochschulabsolventinnen und -absolventen Bayerns geehrt. Neben der Ehrung werden die Preise in der Sparte Kunst und der Sonderpreis mit jeweils 5.000 Euro, in der Sparte Wissenschaft jeweils mit 2.000 Euro honoriert.

Alexander Bartelt erhält Forschungspreis der DAG

Professor Alexander Bartelt erforscht, welche Rolle gesunde Fettzellen für den Stoffwechsel spielen, und was passiert, wenn sie aggressiv werden. Dafür ist er mit dem Forschungspreis der Deutschen Adipositas-Gesellschaft (DAG) geehrt worden.

Alexander Bartelt ist Professor für kardiovaskulären Stoffwechsel am Institut für Epidemiologie und Prophylaxe der Kreislauferkrankungen der LMU. Er erforscht, wie Fettzellen wachsen, wieder schrumpfen und dabei „glücklich“ bleiben. Während eines Forschungsaufenthalts in den USA machte er eine interessante Entdeckung: Ein bis dahin unbekannter Mechanismus sorgt dafür, dass sich Fettzellen ständig von innen regenerieren, was Entzündungen und Fehlfunktionen vorbeugt. Stoffwechselexperte Bartelt verspricht sich von der schützenden Wirkung neue Therapieansätze für das sogenannte metabolische Syndrom: Bei der Wohlstandskrankheit treten Risikofaktoren wie Übergewicht, Bluthochdruck und hohe Blutzucker- und Blutfettwerte gemeinsam auf und gefährden Herz und Gefäße.

„Stoffwechselforschung ist ein hochaktuelles und sehr wichtiges Thema, denn in unserer Gesellschaft gibt es immer mehr Menschen mit Übergewicht. Während der bewegungsarmen Monate der Pandemie haben die Deutschen sogar noch mal deutlich an Gewicht zugelegt“, so Bartelt. In seiner Forschung hat er den Fokus auf den Genschalter Nfe2l1 gelegt: „Nfe2l1 steuert den Abbau von Proteinschutt.“



▲ Prof. Dr. Alexander Bartelt

Er ist offenbar ein Schlüsselfaktor, wenn es darum geht, die Abfallprodukte des Stoffwechsels zu recyceln und so zu verhindern, dass Zellen gestresst sind – sei es in Muskelzellen, in Zellen des braunen Fettgewebes oder im Herzen“, erklärt der Forscher.

Seit 2018 leitet Bartelt eine Nachwuchsgruppe, die zur Stressbewältigung im Herzen forscht und vom Deutschen Zentrum für Herz-Kreislauf-Forschung (DZHK) gefördert wird. Der Biochemiker und Molekularbiologe sucht nach Schlüsselmechanismen im menschlichen Stoffwechsel, um Krankheiten wie Fettleibigkeit, Diabetes und Atherosklerose besser behandeln zu können. Ein gestörter Stoffwechsel steht außerdem oft am Anfang von Herz-Kreislauf-Erkrankungen.

Die DAG verleiht jedes Jahr auf ihrer Jahrestagung einen Forschungspreis für hervorragende wissenschaftliche Arbeiten im Bereich der Adipositas-Forschung. Sie will damit jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für deren herausragende wissenschaftliche Leistungen im deutschsprachigen Raum auszeichnen. Als Beurteilungskriterien werden die bisherigen wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiet der Adipositas-Forschung sowie der wissenschaftliche Werdegang des Bewerbers beziehungsweise der Bewerberin herangezogen. Der Preis ist mit 2.500 Euro dotiert. Alexander Bartelts Arbeiten werden von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, vom DZHK und vom Europäischen Forschungsrat (ERC) gefördert. Für seine Forschung wurde er vielfach national und international ausgezeichnet.

Stefanie Neumann,
Leiterin des Teams Heilberufe

**Eine Bank. Ein Team.
Ein Netzwerk.**

Jetzt bewerben!

**Trainee Unternehmensfinanzierung
mit Schwerpunkt Heilberufe (w/m/d)**

Infos und Bewerbung:
muenchner-bank.de/stellenangebote

Wrigley Prophylaxe Preis 2021 geht an LMU-Forschende

Dr. Marc Auerbacher und seine Kolleginnen vom LMU Klinikum, Lydia Gebetsberger und Dr. Dalia Kaisarly, sind mit dem Sonderpreis „Praxis und soziales Engagement“ ausgezeichnet worden.

In ihrer Studie zeigten sie, wie Prophylaxebehandlungen bei Patientinnen und Patienten mit schwerer Behinderung im Wachzustand gelingen können. Diese nehmen in der Regel keine zahnärztlichen Kontrollbesuche wahr. Sie kommen meist erst bei Beschwerden in die Praxis; dort findet die Behandlung wegen eingeschränkter Kooperationsfähigkeit oft unter Narkose statt.

Die prämierte Studie zeigt, dass es auch anders geht: Das Zahnärzteteam setzte bei 20 Patientinnen und Patienten, die noch nie eine professionelle Zahnreinigung erhalten hatten, diverse Kommunikationsstrategien und verhaltensführende Techniken ein. Daraufhin konnte die Zahnreinigung bei allen ohne Narkose im Behandlungsstuhl erfolgen. Zudem gelang es, diese Menschen langfristig in ein Recall-Programm einzubinden. Ein positives Ergebnis, denn die regelmäßige Anwendung von Prophylaxemaßnahmen im Wachzustand verbessert die Lebensqualität der Betroffenen.

Der Wrigley Prophylaxe Preis gehört zu den renommiertesten Auszeichnungen in der Zahnmedizin. Der Sonderpreis „Praxis und soziales Engagement“, der im Rahmen der Verleihung ausgelobt wird, ist mit 2.000 Euro dotiert.

Stifterin ist die wissenschaftliche Initiative „Wrigley Oral Healthcare Program“ mit dem Ziel, die Zahn- und Mundgesundheit in Deutschland zu verbessern.

Mars Wrigley engagiert sich mit der 1989 ins Leben gerufenen Gesundheitsinitiative Wrigley Oral Healthcare Program (WOHP) seit über 30 Jahren für die Verbesserung der Zahn- und Mundgesundheit in Deutschland. Weil Kariesprophylaxe das A und O für gesunde Zähne ist, fördert das WOHP sowohl die Individual- als auch die Gruppenprophylaxe in Forschung, Lehre und Praxis.

Claudia Olk erneut Präsidentin der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft

Seit 1864 gibt es die Shakespeare-Gesellschaft mit Sitz in Weimar. LMU-Anglistin Professorin Claudia Olk steht ihr nun für eine dritte Amtszeit von weiteren drei Jahren als erste Frau im Amt der Präsidentin vor. „Ich freue mich sehr über die dritte Wiederwahl zur Präsidentin dieser ältesten literarischen Gesellschaft der Welt und betrachte dies als eine schöne Bestätigung meiner bisherigen Arbeit“, resümiert sie.

Das Pensum des Amtes ist beachtlich. Es umfasst etwa die Organisation von jährlichen Tagungen auf höchstem nationalen und internationalen wissenschaftlichen Niveau, einschließlich der damit verbundenen administrativen Aufgaben – unter anderem die Einwerbung erforderlicher Drittmittel oder die Präsenz in internationalen Gremien. Daneben gilt es, die Kooperation mit den Partnerstädten Weimar und Bochum zu vertiefen und die Arbeit mit Kul-

tureinrichtungen, Theatern sowie Schulen zu stärken und gesellschaftlich weiter zu verankern.

„Ein Schwerpunkt, der uns sehr wichtig ist“, sagt Claudia Olk, „ist insbesondere die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses.“ Hier hat die Präsidentin bereits in der Vergangenheit ein Shakespeare-Stipendium initiiert, das Doktorandinnen und Doktoranden ermöglicht, Forschungsaufenthalte an Institutionen zu absolvieren, die von der Klassik Stiftung Weimar betrieben werden. Dazu gehören unter anderem das Goethe- und Schiller-Archiv und die Herzogin Anna Amalia Bibliothek. Ein weiterer Tätigkeitsbereich der Shakespeare-Gesellschaft ist die „Shakespeare Academy“, die von Doktorandinnen der LMU mit geleitet wird und Studierende an die Tagungen der Gesellschaft heranführt. „Im Vorfeld der letzten Herbsttagung zum Thema ‚Shakespeare und Politik‘ habe ich in Kooperation mit Professorin Anne Fleig von der Freien Universität Berlin ein Seminar zum Thema ‚Entwürfe des Politischen bei Shakespeare, Schiller und Kleist‘ angeboten, das mit einer Exkursion nach Weimar verbunden war“, so Claudia Olk.

Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft hat circa 2.000 Mitglieder. Sie fördert die Auseinandersetzung mit den Werken William Shakespeares in all ihren Aspekten – insbesondere im deutschen Sprachgebiet – und stützt sich dabei auf eine enge Zusammenarbeit mit Wissenschaft, Schule und künstlerischer Praxis. Ehrenpräsident ist der vor allem für seine Theaterinszenierungen und Filmadaptionen von Shakespeare-Stücken bekannt gewordene britische Schauspieler und Regisseur Sir Kenneth Branagh.

Heinz Schwärtzel-Dissertationspreis für LMU-Informatiker

Der Informatiker Thomas Gabor ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Mobile und Verteilte Systeme. Für seine Dissertation wurde er mit dem Heinz Schwärtzel-Dissertationspreis geehrt.

Ausgezeichnet wurde Gabor für seine Arbeit *Self-Adaptive Fitness in Evolutionary Processes*. Darin beschäftigt er sich mit evolutionären Prozessen, die inspiriert sind von der biologischen Evolution und vor allem in der Optimierung und dem maschinellen Lernen eine Rolle spielen. Normalerweise werden diese Prozesse eingesetzt, um sich vorher gegebenen Zielen anzunähern. Doch in vielen Fällen funktionieren evolutionäre Prozesse besser, wenn sie die gegebenen Ziele in gewissem Rahmen anpassen können. Woher dieses Phänomen entsteht und in welchen Anwendungen sich diese selbst-adaptiven Zielfunktionen einsetzen lassen, ist der zentrale Teil der Dissertation Thomas Gabors.

„Die Arbeit zeigt das Repertoire der wissenschaftlichen Disziplin ‚Informatik‘ in seiner ganzen Schönheit: Sie verfolgt sowohl einen formalen Ansatz, indem sie ein interdisziplinäres, mathematisch präzises Vokabular schafft, das Phänomene von Biologie bis Software-Entwicklung beschreibt, als auch einen empirischen Ansatz, indem sie zahlreiche Instanzen von komplexen Systemen von industriell einsetzbar bis komplett neuartig und experimentell betrachtet und genauestens analysiert. Thomas Gabor verknüpft in einer di-



▲ Professor Martin Wirsing erhält das Bundesverdienstkreuz aus der Hand des bayerischen Wissenschaftsministers Markus Blume

daktisch herausragenden Weise die bedeutendsten Erkenntnisse langjähriger wissenschaftlicher Auseinandersetzung. Diese Dissertation ist ein Meilenstein auf dem Weg zu einem neuen Verständnis der Informatik als Naturwissenschaft“, würdigte LMU-Professorin Claudia Linnhoff-Popien, Inhaberin des Lehrstuhls für Mobile und Verteilte Systeme am Institut für Informatik und Betreuerin, die Arbeit Gabors. Diese gehöre zu den besten Dissertationen in den 20 Jahren des Bestehens ihres Lehrstuhls.

Der Heinz Schwärtzel-Dissertationspreis für herausragende Arbeiten der Informatik wird seit 2006 jährlich vergeben. Er richtet sich an hervorragende Promovendinnen und Promovenden der drei Münchner Universitäten. Vergeben wird er durch ein Komitee, das gemeinsam mit dem Stifter Heinz Schwärtzel die Auswahl vornimmt. Zuletzt ging er vor vier Jahren an die LMU.

Martin Wirsing erhält Bundesverdienstkreuz

Der Informatiker und ehemalige Vizepräsident der LMU wurde mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

„Heute sind wir es gewohnt, mit unserem Smartphone einen intuitiv zu bedienenden und leistungsfähigen kleinen Computer in der Hosentasche zu haben“, so Wissenschaftsminister Markus Blume in seiner Laudatio. Forschende wie Martin Wirsing, so heißt es weiter, haben den Weg dorthin geebnet. Dieser entwickelte eine hochflexible Kernsprache zur Definition von Datentypen, wodurch er zum Mitglied einer Gruppe von führenden Wissenschaftlern im Bereich der Programmiersprachen in Europa und weltweit wurde. Der Autor und Herausgeber von mehr als 25 Büchern hat weit über 200 wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht und wurde aufgrund seiner Expertise in zahlreiche wissenschaftliche Gremien berufen.

„Diese Ehrung hat mich überrascht und freut mich sehr“, resümiert Wirsing, „Ich habe mich immer gerne und mit Leidenschaft für Forschung und Lehre in der Informatik und an der ganzen LMU eingesetzt. Ich möchte allen danken, die mir bei meiner Arbeit geholfen haben und mit denen ich das Glück hatte zusammenarbeiten zu dürfen.“

Neben seinem wissenschaftlichen Wirken beeinflusste Wirsing ebenso die akademische Selbstverwaltung der LMU: ab 2002 als Mitglied des Senats und von 2010 bis 2019 als Vizepräsident für den Bereich Studium, wo er sich unter anderem für die kontinuierliche Verbesserung der Studienbedingungen und den Ausbau der Digitalisierung einsetzte.

Martin Wirsing studierte Mathematik an der LMU und der Universität Paris VII, bevor er mehrere Jahre als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der TU München tätig war. 1983 folgte die Berufung auf den Lehrstuhl Informatik mit Schwerpunkt Programmiersprachen an der Universität Passau. Neun Jahre später zog es ihn zurück an die LMU, wo er den Lehrstuhl für Programmierung und Softwaretechnik übernahm, und neben dem Aufbau des Studiengangs Informatik auch maßgeblich an der Gestaltung des Lehrstuhls beteiligt war.

Heinz Maier-Leibnitz-Preis für Anglistin Irmtraud Huber

Einer der diesjährigen Heinz Maier-Leibnitz-Preise geht an die Anglistin PD Dr. Irmtraud Huber. Die LMU-Forscherin bekommt den mit 20.000 Euro dotierten Preis, der als die wichtigste deutsche Auszeichnung für den wissenschaftlichen Nachwuchs gilt. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) vergeben sie an „herausragende Forscherinnen und Forscher, die sich in einem frühen Stadium ihrer wissenschaftlichen Laufbahn befinden und noch keine unbefristete Professur innehaben“. In diesem Jahr hat die zuständige Jury insgesamt vier Wissenschaftlerinnen und sechs Wissenschaftler dafür ausgewählt.

Irmtraud Hubers zentrale Forschungsgebiete sind Erzähltheorie und Lyrik, vornehmlich des 19. Jahrhunderts und der Jahrtausendwende. Dabei interessiert sie besonders das Phänomen der Zeitlichkeit. In ihrer Arbeit verbinde Huber historisch-kulturwissenschaftliche Positionen mit ästhetischem Formbewusstsein, heißt es in einer Mitteilung der DFG. Sie hinterfrage nicht nur Gemeinplätze herkömmlicher Genretheorie, sondern grundsätzlicher auch das in westlichen Gesellschaften vorherrschende narrative Zeitverständnis und dessen historische Wurzeln. Darüber

PREISE UND EHRUNGEN



▲ PD Dr. Irmtraud Huber

hinaus liefere Huber wesentliche Anstöße zur grundsätzlichen Reflexion von Zeiterfahrung und -bewusstsein mittels künstlerischer Formprozesse: „Ihre Habilitationsschrift zur englischen Dichtung des 19. Jahrhunderts führt dabei beispielhaft vor Augen, welchen Gewinn diese Betrachtung auch methodologisch hat.“

In der Arbeit *Against Timelessness: Rethinking Poetic Time through Victorian Poetry* beschäftigt Irmtraud Huber die Frage, wie sich – während der Regierungsjahre von Königin Viktoria in Großbritannien – Veränderungen im vorherrschenden Zeitverständnis auf die Produktion und Theorie der Dichtung ausgewirkt haben. In einer Zeit des Wandels, in der sich vor allem auch Zeitvorstellungen und Zeitpraktiken veränderten, sah sich eine literarische Gattung, die sich

lange dem Zeitlosen, Unvergänglichen und ewig Gültigen verschrieben hatte, zunehmend gezwungen, sich neu zu erfinden. Huber untersucht unter anderem die Herausforderungen, welche die neue Autorität der Wissenschaft und die Erfolgsgeschichte des Romans für das Dichtungsideal der zeitlosen Wahrheit mit sich brachten.

Irmtraud Huber, Privatdozentin, ist Assistentin am Institut für Anglistik und Amerikanistik der LMU. Nach ihrem Studium der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft, Englischen Literaturwissenschaft und Theaterwissenschaft an der LMU arbeitete sie als Assistentin an der Universität Bern, wo sie mit einer Arbeit zur Literatur nach der Postmoderne promoviert wurde. Gefördert durch den Schweizerischen Nationalfonds hat sie an der Columbia University, der Cambridge University und der Queen Mary University of London geforscht. Im Sommer 2020 war Irmtraud Huber Junior Researcher in Residence am Center for Advanced Studies (CAS) der LMU. Zudem ist sie Associated Postdoctoral Fellow am Walter Benjamin Kolleg der Universität Bern.

IMPRESSUM

Herausgeber

Präsidium der
Ludwig-Maximilians-Universität (LMU)
München
www.lmu.de/mum

Redaktion

Kommunikation und Presse LMU
Katrín Röder (Chefredaktion)
Clemens Grosse (cg) (federführend)

Mitarbeiter dieser Ausgabe

Herbert Fuehr (fue), Monika Goetsch (goe),
Nicola Heidepriem (nh), David Lohmann
(dl)

Korrektorat

Dr. Judith Stieglbauer-Schwarz

Redaktionsadresse

Geschwister-Scholl-Platz 1,
80539 München
Tel. +49 (0) 89 2180-3423
Fax +49 (0) 89 33 82 97
mum@lmu.de

Designkonzept und Umsetzung

HNBM

Distribution

Kommunikation und Presse LMU
Mathias Schiener

Anzeigen

connection line,
78052 Villingen-Schwenningen
ISSN 0940-0141

Umschlagseite 4:

Kommunikation und Presse LMU
Clemens Grosse

Abbildungen im Heft

HNBM, adobestock, my_stock (U1); privat (S.6-9);
Catherina Hess (S.10); Segelrebell (S.13); Michael
Hübner/BILD (S.14); Lucia Sini (S.16); Stephan
Höck (S.16/17); Zivilcourage für alle e.V. (S.20); Bob
Harst (S.21); Maria Rüegg (S.22/23); privat (S.24);
adobestock, blue planet studio (S.25); Robert Haas
(S.26); Institut de Ciències Fotòniques (ICFO) (S.30);
privat, Susanne Renner (S.32); Thorsten Naeser/
MPQ (S.35 rechts); StMWK/AK (S.39);
Alle weiteren Abbildungen: LMU



Das **MünchnerUniMagazin** können Sie hier als **E-Paper** kostenlos am Desktop oder auf Smartphone und Tablet lesen und als PDF herunterladen.

■ www.lmu-epaper.de



Sie können die **Printausgabe** auch einfach und bequem abonnieren. Natürlich ebenfalls kostenlos:

■ www.lmu.de/mum

UniMagazin und Einsichten beim „Stimmen Verkäufer“

Professor-Huber-Platz, U-Bahneingang Leharturm; Schellingstr. 3/4 Eingangsbereich; Leopoldstr. 30; Leopoldstr. 13; Oettingenstr. 67 Hörsaalgebäude; Pettenkoferstr. 12 Eingangsbereich; Theresienstr. vor dem Café Gumbel; Luisenstr. 37 Eingangsbereich; Biomedizinisches Centrum Eingangsbereich; Unibibliothek Ludwigstr. 27 Ausleihhalle; Historicum Teilbibliothek EG; Biozentrum Pforte; Chemie und Pharmazie Haus F, EG.



MünchenInformation

im Rathaus am Marienplatz



Stadtinformation

Telefon (089) 22 23 24

Montag bis Freitag 9.30 – 19.30 Uhr

Samstag 10.00 – 16.00 Uhr

muenchen.de/rathaus

Touristinformation

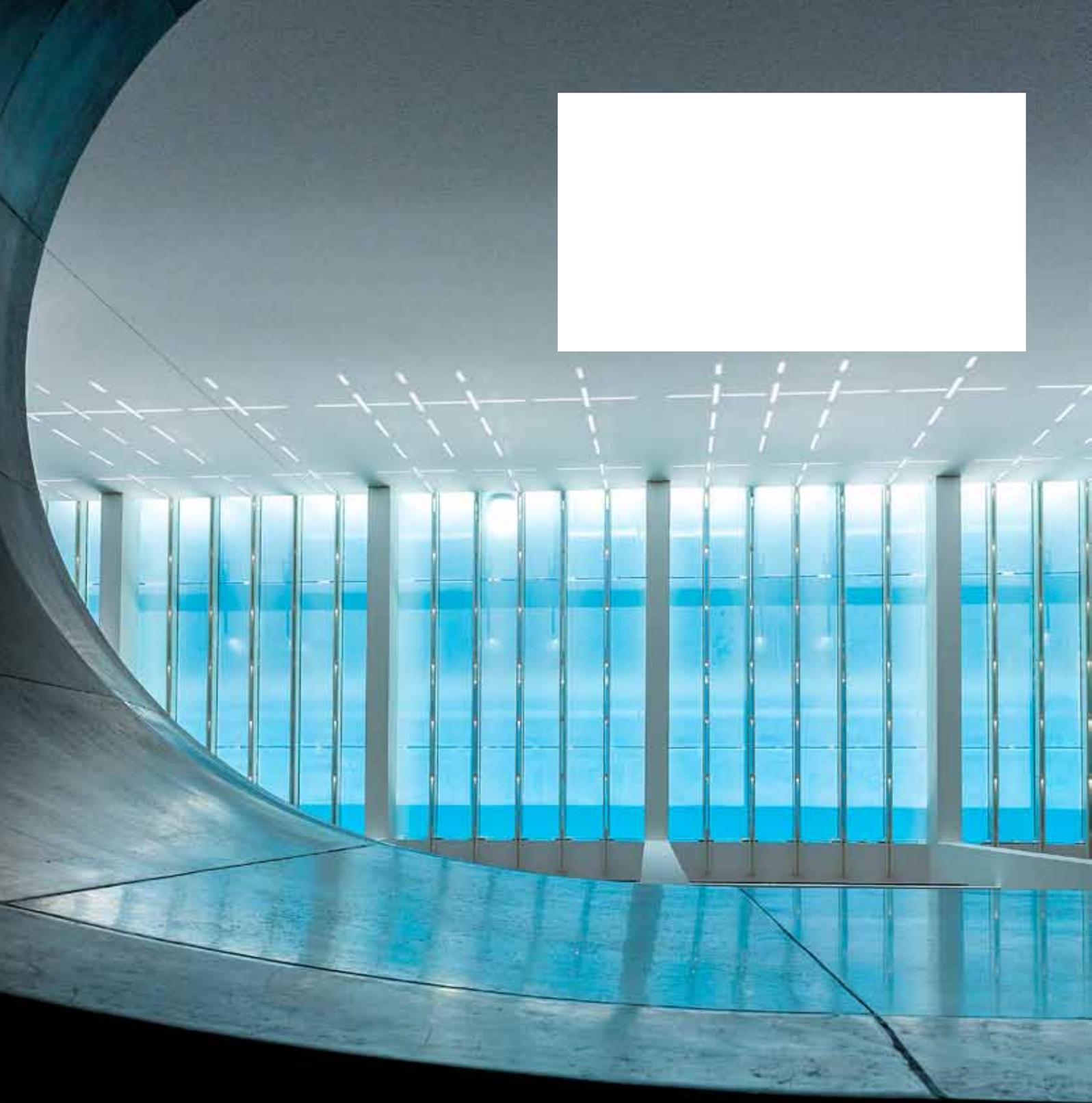
Telefon (089) 233–9 65 00

Montag bis Freitag 9.30 – 19.30 Uhr

Samstag 10.00 – 17.00 Uhr

Sonntag 10.00 – 14.00 Uhr

muenchen.travel



Treppenhaus
im Gebäude
Ludwigstraße 28

www.lmu.de/mum